

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 4.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 18. Januar 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Zwischen den Bergen.

Novelle aus den Dolomiten von Rudolf Stratz.

1. Fortsetzung aus Nr. 2, S. 15.

Nachdruck verboten.

Als sie fort war, sahen sich die beiden Männer an, mit jenem unschlüssigen Zug im Gesicht, mit dem man ein Gespräch beginnen möchte und keinen Anknüpfungspunkt findet.

„Ihr Fräulein Tochter macht große Bergtouren?“ fragte Vultejus endlich.

Er merkte sofort, daß er damit die richtige Stelle bei dem hageren, alten Herrn getroffen. Ein stolzes Lächeln verklärte dessen faltige Amtsmiene, und er reichte sich unwillkürlich unter dem schützenden Plaid um ein paar Zoll empor.

„Und ob!“ sprach er nachdrücklich, „sie leistet Großes darin. Großartiges, darf ich wohl sagen, wenn ich auch der Vater bin — Dinge, die ihr ein geübter Bergsteiger nicht nachmacht — nehmen wir an, etwa vorgestern, die Kleine Finne! Ich weiß, was Sie sagen wollen — die Kleine Finne wird jetzt sechzigmal im Jahr bestiegen, aber wie, Verehrtester, frage ich, wie? So ein Klümpchen Unglück, das der Führer hinter sich die Wand hinaufzerzt, ist das ein Dolomitenkletterer? Und so machen's viele von diesen modischen Gipfelstürmern. Glauben Sie mir's oder nicht, daß es Leute giebt, die sich auf dem Monte-Cristallo — meine Tochter war neulich oben — bei dem Abstieg über die Grohmannsche Platte war die kleinen Kinder gebärden und auf dem langen Band — erwägen Sie, bitte, dem langen Band, also einer reinen Chaussee von vier Fuß Breite — den Schwindel kriegen! Da wollt' ich, Sie hätten erlebt, wie meine Tochter jetzt die Dreischuster Spitze machte — da war Schule darin — Haltung — großer Stil — alle Führer beglückwünschten sie und schüttelten ihr die Hand!“

„Und haben Sie nicht Angst, daß Ihrem Fräulein Tochter einmal etwas zustößt?“

„Nein, die fällt nicht!“ erwiderte der alte Herr mit einer Bestimmtheit, als verkünde er ein gerichtliches Urteil, und setzte von neuem die erloschene Cigarre in Brand.

„Da haben Sie sie also zu einer Bergsteigerin ersten Ranges herangebildet?“

„Ich?“ Rat Weizel schien durch diese Frage aufs höchste verblüfft. „Ich mit meinem Schwindel, meinem Asthma, meinem Knacks in der Leber — ja, wie kommen Sie denn darauf? Schau' ich denn wie ein Bergfex aus?“

„Aber Sie wissen doch so genau Bescheid.“

Das dürre Männlein klappte vergnügt ein Buch auf, das vor ihm auf dem Tisch lag. „Da haben Sie die Quelle meiner Weisheit,“ sprach er befriedigt, „den ‚Hochtouren in den Ostalpen‘. II. Teil, 9. Abschnitt. Darin stehen alle Berge — natürlich nur die schweren — und wie man ihnen zu Leibe rückt. Meine Tochter besteigt sie, und ich lese unterdes das Nötige im Hotel nach. Ich war nie auf einem Berg, aber ich kenne jede schlimme Stelle in den Alpen. Theoretisch könnte ich jeden Augenblick mein Führerexamen machen. Dieser Tage geht's an den Pelmo.“ Und halblaut murmelnd las er für sich die Beschreibung des Anstiegs: „Die Begehung dieses teilweise von überhängenden Wänden überragten, 1/3 bis 1 Meter breiten, teilweise abschüssigen und zweimal unterbrochenen Bandes (Cengia) am Rande eines mehrere hundert Meter tiefen Abgrundes, eine der eindrucksvollsten und vergnüglichsten Positionen, in der ein Kletterer sich befinden kann, beansprucht etwa dreiviertel Stunden und völlige Schwindelfreiheit, ist aber für einen sicheren Felssteiger ungefährlich.“

Der andre blickte unterdes umher in träumerischem Sinnen. Vor ihm, auf der dunklen Dorfgasse, rieselte in feinen Strahlen der Regen. Gruppen von italienischen Mädchen wandelten, sich untergefaßt haltend, in raschem Gleichschritt leise plappernd auf und nieder. Wenn sie in das Licht einer Laterne kamen, schimmerten ihre schreiend bunten Kopftücher plötzlich in rotem, gelbem und grünem Farbenspiel auf und verschwanden wieder in der Nacht. Bergführer trotteten schweren Tritts, die Hände in den Taschen der Lodenjoppen vergraben, zu ihrer Kantine, um dort beim Glase Wein die Ereignisse des Tages, die Wetterausichten und namentlich die etwaige Ankunft „guter“, d. h. nach Hochtouren aussehender Fremden zu besprechen; kleine Kinder huschten lautlos durch die Finsternis, aus der von oben herab in ermüdend langen Pausen die dumpfen Glockenschläge des wie eine weiße Stange in die Dunkelheit aufragenden Campanile klangen.

„Meine Tochter hat das vorhin nicht schlimm gemeint,“ sagte der Rat plötzlich und verbarg den „Hochtouren“ unter dem Plaid. „Es ist ihre Art, so frei herauszureden. Sie ist eine ganz ehrliche, offene Natur.“

„So sieht sie auch aus.“ Vultejus lächelte. „Auf manchen Gesichtern steht's ja förmlich geschrieben, daß sie sich nicht verstellen können. Aber verzeihen Sie mir eine andre Frage: sind Sie denn der Meinung, daß sich solch ein intensiver Bergsport für eine junge Dame empfiehlt?“

Der alte Herr setzte sein Glas ab und trocknete sich den Bart. „Auf meine Meinung kommt's dabei nicht an,“ sprach er freundlich, „ich bin gewöhnt zu thun, was meine Tochter will.“

„Da hat es Ihr Fräulein Tochter freilich gut!“
„Ja, was wollen Sie? 's ist ja das Letzte, was ich habe! Ich bin Witwer. Von meinen drei Töchtern — Söhne hab' ich keine — sind zwei verheiratet, haben ihren Mann und ihre Kinder und ihre Welt für sich, und ich alter Knabe wäre mit meinen sechzig Jahren ganz mutterselenallein, wenn nicht meine Älteste bei mir geblieben wäre! Sehen Sie, das giebt ein andres Verhältnis zwischen Vater und Tochter. Wir sind wie zwei gute Kameraden, die ihre Ferien zusammen verbummeln. Einer lebt mit dem andern, man freut sich gemeinsam über alles, und das ist doch wahrlich ein großes Glück.“

Er brach ab, um emsig an seinem Virginiastummel zu ziehen, und Vultejus mußte nicht recht, was er ihm



Diner-toilette.
Beschreibung Seite 45.

erwidern sollte. Mit seinem gewohnten nachdenklichen Lächeln schaute er, wie er es jeden Abend von seinem halbverborgenen Platz aus that, die Veranda entlang über den Jahrmarkt all der besondern menschlichen Eitelkeit, die in einer Hochgebirgsstation wuchert.

Des schlechten Wetters wegen war die Glashalle dicht gefüllt. In Menge standen die Bergstöcke in den Ecken, und an den Tischen ringsumher saßen, Bier und Kaffee schlürfend, ihre Besitzer, harmlose, staubschluckende Chausseewanderer, die halb mit Hohn, halb mit Grauen auf ein paar verwitterte, einsam und düster an der Wand lehrende Eisärte blickten.

Deren Träger waren zwei rechte Berggänger. Windhundartig hagere, junge Leute mit verwegenen, braungebeizten Gesichtern, in vergilbte und vielfach geflickte Loden gehüllt, mit Schrammen und Beulen geziert, reckelten sie sich auf ihren Stühlen, und es lag eine unsägliche, stille Verachtung in der Art, mit der sie ihre Cigarettenringel über die Köpfe all dieser Hotelbummler und „Thalschleicher“ sich dahinkräuseln ließen.

Namentlich ärgerten sie sich über drei „Jochfere“, derbflockige, junge Vertreter jenes wunderlichen Touristenschlages, der, eben in einem Thale angekommen, ohne Rast und Ruh sofort nach dem Uebergang in das nächste und in diesem wieder nach dem Paß in ein drittes und viertes Thal späht.

Die Jochfere laßen sich gegenseitig aus dem Bädcker allerhand Nützliches über die Dolomiten vor und endeten mit dem von den beiden Kletterern mit einem spöttischen Zuzwinkern der Augen aufgenommenen Entschluß, am nächsten Tag eine „Besteigung“ des Ausichtsberges Nuove-laun zu versuchen.

Auf die beiden unscheinbaren Burschen zu ihrer Linken achteten sie dabei garnicht. Ihre ganze Bewunderung wandte sich einem finsternen, schwarzbärtigen Herrn zu, der, das Edelweiß des Alpenvereins am Hut und in voller Montanienausrüstung dasitzend, schon zum drittenmal seinen Führer hatte rufen lassen, um dem ehrerbietig horchenden Mann noch einen Befehl für irgend eine gefährliche, zum nächsten Tag geplante Gipfelpartie zu geben. Erst wenn der Führer draußen war, begann er zu lachen, und mit ihm lachten in der qualmigen Wirtsstube die Genossen über den sonderbaren Herrn, der einen der besten Bergführer für zehn Gulden täglich in seinen Sold genommen hatte, nur um mit ihm wöchentlich ein paarmal, den Eispickel über der Schulter und grimmigen Gesichtes, an staunenden Thalwanderern vorbei in eine Klubbhütte zu ziehen. Denn weiter kam man nie! Schlechtes Wetter, Müdigkeit, sein ungeknickter Fuß, eine plötzliche Magenverstimmung scheuchten noch jedesmal am andern Morgen den finstern Herrn vor Beginn der eigentlichen Hochtour in das Hotel zurück, und dort war ja schließlich alles zufrieden.

Das Publikum staunte den zähen Gletschermann an, dieser besprach — halb laut und gleichgiltig wie ein geübter Schauspieler — mit seinem Führer die Chancen eines Neuschneeaufstiegs auf den Sorapiz von der Pfalzgaubütte, und der Führer wiederum dachte vergnügt an seine sieben Kinder daheim und die zehn Gulden täglich — von dem massenhaft jedesmal wieder heimgebrachten Proviant garnicht zu reden.

Ein Schatten trat vor das Windlicht. Fräulein Weigel kam zurück. Vultejus hatte im ersten Augenblick Mühe, sie wiederzuerkennen, und ein schmerzliches Bedauern regte sich in ihm. In ihrer Bergtracht, dem Herrenmantel, den derben Schuhen, dem Gamsbart auf dem fecken Wetterhut hatte sie nicht eben schön ausgesehen, aber frisch, lustig, voll gesunden Uebermuts. Die einfachen Mädchenkleider aber, die sie jetzt trug, verwischten diesen Eindruck. Sie sah viel älter darin aus und unscheinbar, farblos, nicht hübsch und nicht häßlich, eines jener Gesichter, die man fortwährend zu Duzenden sieht und augenblicklich wieder vergißt. Allenfalls ihre Augen, dieser ehrliche, unbefangene und sorglose Blick konnte für etwas Besonderes gelten.

Das junge Mädchen trat dicht vor ihn und streckte ihm zu seiner Ueberraschung die Hand hin. „Geben Sie mir, bitte, Ihre Hand,“ sagte sie, die seine ergreifend und kräftig wie ein Mann schüttelnd, „als ein Zeichen, daß Sie mir nicht böse sind. Ich habe beim Anziehen über Ihre Worte nachgedacht und schäme mich jetzt wirklich — aber so sind wir Menschen, wenn einer dem andern aus gutem Herzen eine Wohlthat erweist, sind wir gleich bei der Hand und halten ihn für halb verrückt!“

Vultejus hielt ihre Hand einen Augenblick fest. „Eine Wohlthat?“ fragte er mit seinem stillen Lächeln, „überschätzen Sie mich nicht! Das ist nichts als ein verfeinerter Egoismus. Die Selbstsucht eines Kranken, der seine Nebenmenschen auf ganz besondere Art ausbeutet.“

Sie setzte sich zwischen ihm und ihrem Vater nieder. „Das glaub' ich nicht!“ sprach sie und schaute ihm voll ins Gesicht.

„Ja — was bleibt mir sonst übrig? Ich sagte Ihnen ja: wer krank ist, kann die Schönheiten dieser Welt nicht unmittelbar genießen. Er muß sie erst durch einen andern gehen lassen, durch ein gesundes, dafür empfängliches Medium, so wie sich das Licht im Wasser bricht und doch Licht bleibt. Und das zu beobachten, das ist meine Lebensfreude! Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen einmal die Briefe, die mir jetzt eben ein junger Künstler aus Rom schreibt, wohin ich ihn geschickt habe, eigentlich keine Briefe, das Gestammel eines Menschen, der trunken ist von Schönheit und Dankbarkeit und Schaffenslust — es ist wirklich rührend.“

„Da haben Sie also mehrere solche Schützlinge?“

„Wozu sie zählen?“ sagte Vultejus, „es mögen ihrer wohl manche sein. Im fernen Asien — um den Euphrat herum — da fördere ich eben durch einen gelehrten Freund, der selbst keine Mittel besitzt, die Reste uraltester babylonischer Kultur zu Tage. Der schreibt nur selten und sachlich, einen Brief voll merkwürdiger Postmarken und Konsulatsstempel, aber in jedem Schriftzug liegt es wie ein Keulenschlag, der Triumph eines Mannes, der die Studierzimmer-Arbeit zweier Jahrzehnte nun da unten im Schoß der Wüste bestätigt findet. — Und um dieselbe Zeit,“ fuhr er nach einer Weile fort, „kritzelt und klumpert jetzt in Berlin ein angehender Komponist an seinem Ersingenswerk. Ich habe nie einen Menschen derart, wie von einer bleiernen Last befreit, aufatmen sehen wie ihn, als sich ihm die Möglichkeit bot, ein, zwei Jahre ohne den Zwang des Stundengebens oder sonstigen Broterdienens allein auf seine Oper verwenden zu dürfen. Und dann wieder, recht im Gegensatz dazu, ein energischer junger Kaufmann, dem ich es ermöglicht habe, eine selbständige Agentur zu eröffnen. In der Art, wie er rastlos, fieberhaft kämpft und strebt, hier eine Konjunktur ausnützt, dort eine Gefahr vermeidet, in diesem bescheidenen Menschen-dasein spiegelt sich für den, der sehen kann, unser ganzer Weltverkehr um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts wieder.“ Er brach ab. „Ich will Sie nicht mit weiteren Einzelheiten langweilen — es kam ja auch nur so, weil Herr Spieß überflüssigerweise Ihnen sein Herz ausgeschüttet hat.“

„Sie müssen ein sehr guter Mensch sein,“ sagte Martha leise.

Er lachte zum erstenmal hell auf, mit einem wohlklingenden, weichen Kinderlachen. „Ein Mensch? Nein, ein richtiger Menschenfresser! Die Wilden in der Südsee verzehren den Leib, ich die Seelen.“ Er wurde wieder ernst. „Sehen Sie — ich fasse die Menschen bei dem besten, was in ihnen ist, und glauben Sie mir: das lohnen sie einem immer! Und so lebe ich hier im Krankenstuhl mit allen möglichen Leuten draußen in der Welt. Ich steige mit ihnen zum ewigen Schnee und stehe mit gefalteten Händen vor dem Apoll von Belvedere, ich grabe im glühenden Wüstenland geheimnisvolle Backsteinscherben aus und berechne die Kabelaufgabe von New-York, alles gedämpft, wie durch einen Schleier — ein Bild des Lebens ohne alle seine grobe Not und Mühe.“

Er schloß wie erschöpft auf kurze Zeit die Wimpern. Sie saß reglos neben ihm. Ein Frösteln wie das Wehen einer geheimnisvollen, unsichtbaren Macht überließ sie, indes zu ihrer Linken, unbekümmert um das Gespräch, ihr Vater mit einem düsterblickenden, dickbäuchigen Herrn seine Ansichten über die Vergrößerung der Grasleitenhütte austauschte.

Da erschien Herr Spieß, in heilen Kleidern und mit strahlendem Gesicht. Eine große Neugier lag ihm auf den Lippen.

„Jetzt können wir's machen, Herr Vultejus!“ rief er aufgereg, „eben sagen mir die Führer, daß die neue Grüne Gasse“ von heute ab dem Verkehr übergeben ist. Es führt ein ganz bequemer Saumpfad hinauf.“

Der Kranke reichte ihm die Hand. „Und da wollen Sie mich armen Krüppel auf einem Maultier hinaufschleppen?“

„So gut Sie hier auf dem Stuhle sitzen, können Sie doch auch auf einem Maultier sitzen. Gefahr ist nicht die geringste dabei, und Sie sehen doch einmal die Berge aus der Nähe! Wir brechen hier morgens auf, sind gegen Mittag in der Hütte, kochen uns dort aus dem Proviantdepot ein Essen, freuen uns an der schönen Gegend und ziehen nachmittags wieder zu Thal.“

„Ach ja!“ rief Martha unwillkürlich, „das wäre zu hübsch!“

Vultejus wandte sich zu ihr: „Kommen Sie mit?“ fragte er rasch und freundlich.

Sie drehte den Kopf aus dem Lichtschein, um ihr tiefes Erröten zu verbergen. „Man kann von der Hütte aus zwei schöne Touren machen,“ sagte sie stockend, „die Cruda Bianca und den Pala di Roda — die Hütte war durch eine Lawine zerstört. Ich wartete schon die ganze Zeit, daß man sie wieder benutzen könnte!“

„So thun Sie das doch,“ rief Herr Spieß, „wenn wir umkehren, übernachten Sie mit Ihrem Führer oben und machen am nächsten Morgen den Aufstieg!“

Der Rat hatte zugehört. „Bedenke das Wetter, Kind!“ warnte er und hüftelte in einen Zipfel seines Plaids.

Aber als sie alle jetzt gleichzeitig auf die Straße blickten, zeigte es sich, daß der Regen aufgehört hatte. Das Rauschen und Strömen war verstummt. Nur zur Seite der Straße gurgelte noch das abfließende Wasser. Ueber den Dächern ward es hell. Ein bläulicher Dunstkreis wölbte sich da, die Wolken zerteilend und ihre gezackten Ränder mit gelbem Lichtschein färbend, am Himmel empor, bis der Mond in vollem Glanze da stand und mit seinen silbernen Fluten die Giebel des Städtchens, das nasse Pflaster, den hochragenden, weißen Glockenturm verklärte. Neben ihm blinkten schon da und dort die Sterne aus dem rasch dahintreibenden Nebeldunst, und ein starker, kalter Windhauch stieg mehr und mehr anschwappend von den Berghängen hernieder.

„Brrr!“ sagte der Rat, „am Ende wird's morgen doch schön! Also wie ist's? Dann willst du auf die Grüne Hütte?“

Sie nickte nur und sah vor sich zu Boden.

Einsame, wilde Hochlandpracht umgab das kleine Berg-haus. Rings um die Hütte wucherte, ihren Namen rechtfertigend, in sattem Tiefgrün das Gestrüpp der blutrot

strahlenden Alpenrosen über den beklünten, würzig duftenden Boden dahin. Der buntgewirkte Grasteppich zog sich weit die Halden hinauf über das Gewirr der Blöcke und Steinbrocken. Dann ward er immer spärlicher und farbloser. Lange, schwarzgrüne Moosjungeln waren das letzte, was er noch entsendete. Wo auch die endeten, da dehnten sich in stumpfem Grau die jäh abschließenden Geröllhänge, aus deren Schotter hoch oben himmelaufstrebend wie gotische Türme die Dolomitenzinnen senkrecht emporstiegen. Ihre spukhaft von allerhand Steingefirnörkel durchbrochenen Wände spielten in seltsamen, roten, maußgrauen, violetten Tönen, und darüber schimmerten ganz oben, schon aus den Wolken heraus, die weißen Bänder und glitzernden Dächer des ewigen Firns.

Die Wolken und die Sonne kämpften miteinander schon den ganzen Sommermorgen hindurch. Manche der Gipfel standen frei und hüllenlos an dem lichtblauen Himmel, um andre aber wob sich immer wieder der aus den Hochthälern quellende milchweiße Dunst, der die Strahlen des Tagesgestirns wie in einem feinen Schleier auffing und die ganze, von ihm umspinnene Zackenwelt in eine abenteuerliche, geheimnisvolle Beleuchtung rückte. Dräuend geballtes Gewölk, durch das immer wieder siegreich die zitternden Lichtkegel der Sonne fielen, leuchtendes Blau droben und ruhloses Nebelreiben in den Schlünden, unwirlich verumtunte Felsen und wiederum Kolosse, die sich mit abgeworfenem Wolkenmantel behaglich an der Sonne wärmten — heute bot die Hochwelt eine ganze Fülle ihrer Gesichte in einem Bilde dar.

Aber die kleinen, schwarzen Punkte, die geschäftig wie die Ameisen die Hütte im Hochthal umliefen, hatten jetzt keine Zeit, sich der Natur zu widmen. Jetzt galt es, die große Aufgabe des Tages, die Zubereitung des Mittagessens. Nur Vultejus, der mühsam von dem seitwärts grasenden Maultier herabgestiegen und, auf den Arm des Treibers gestützt, in das Innere des Berghauses geschritten war, sowie der erhibt in seinen unvermeidlichen Plaid gewickelte Rat verhielten sich still auf ihren Stühlen, die andern hatten alle Hände voll zu thun, um die Befehle Marthas zu erfüllen, die hier in dem Hochgebirgsthal stillschweigend von allen als die Beherrscherin dieser kleinen Welt anerkannt war.

Ihr Führer, der stämmige Rubezahl, hatte mit der Art das nötige Brennholz gefällt und mit merkwürdiger Kunst aus den fastgrünen Nestern ein lustig prasselndes und beißend qualmendes Feuer im Ofen zu entfachen gewußt, der Treiber schleppte in Bleheimern das eisige Quellwasser heran, Herr Spieß zerbröckelte mit wichtiger Miene die Erbswürst, öffnete die Konservenbüchsen und entwarf die Rotweinflaschen, während Fräulein Weigel über dem Ganzen waltete und hochrot mit strahlendem Eifer die Schätze des Pottischen Proviantdepots, die Gläser und Bestecke, die blechernen Napfe und Teller ihrem Stillleben im Schrank entriß. Sogar ein Menü wurde schließlich von ihr geschrieben und in den Mittelpunkt der Tafel gelegt, wo jeder die prunkende Speisenfolge: Erbswürstsuppe, Spiegelei mit Sardinen, Konservegulasch und — von unten heimlichweise zum Nachtschiff mitgebrachte — frische Feigen bewundern konnte.

Sie faßte sich förmlich als die Gastgeberin auf, als die Dame des Hauses, die den unerfahrenen Thalbewohnern die Honneurs der Hochwelt machen müsse. In ihrem knappen, fleißigen Bergkostüm, das sonnengebräunte, warmgefönte Gesicht von wirren, blonden Strähnen umflogen, eilte sie während der Mahlzeit flink und trällernd wie eine Münchener Kellnerin hin und her, ließ von den Männern in der Küche in rätselhafter Eile die gebrauchten Teller für der nächsten Gang wieder aufwaschen, schenkte eigenhändig den vorsorglich gewärmten Rotwein in die Gläser und schien glücklich in ihrer hausmütterlichen Thätigkeit.

Der feurige „Spezial“ that ebenfalls seine Wirkung. Mit Lärmen und Lachen endete das Mahl in dem niederen, schmalenstrigen Hüttenraum, den zur Hälfte das mit einer Holzlatte abgeschlossene Schlaflager einnahm. Verlockend winkten von dort die ganz neuen Matratzen und Wolldecken herüber. In seiner Kaffeetafel rührend, unterdrückte der Rat ein leichtes Gähnen und begann beiläufig von einem kleinen Schläfchen zu reden, das nach den Anstrengungen des Marsches nur von Nutzen sein könne.

Herr Spieß, dem die gestrige Hochtour in den Knochen steckte, verpflichtete ihm eifrig bei.

Was die beiden Männer im Vorraum betraf, so hatten sie sich bereits nach ausgiebiger Sättigung über eine Art Hühnersteig auf den Schlafboden der Führer zurückgezogen, und es war dort nach kurzem Poltern und Scharren tiefste Stille eingetreten.

Martha und Vultejus sahen sich an. „Sie wollen sich wohl auch ein bißchen hinlegen?“ fragte das junge Mädchen, die Klinken in der Hand, „lassen Sie sich nicht stören. Ich hummle schon so für mich da draußen herum.“

Während sie noch sprach, hatte Vultejus nach den beiden, an seinem Stuhle lehrenden Stöcken gegriffen und sich daran aufgerichtet. „Wenn es Ihnen recht ist,“ sagte er in fast bittendem Ton, „so setzen wir uns draußen vor der Hütte in den Sonnenschein! So fünfzig, sechzig Schritte langt es schon mit dem Gehen, und ein warmer Felsblock zum Ausruhen findet sich wohl auch.“

Sie nickte ihm in heller Freude zu, und Vultejus trat, auf seine Stöcke gestützt, langsam, aber ohne weitere Beschwerden über die Schwelle und auf den Grasboden hinaus. „Da sehen Sie: dort der hellgraue Block, um den die Menge Alpenrosen blühen, das ist für mich gerade ein erreichbares Ziel.“

Sie lief ins Haus zurück, raffte in Eile ein paar Decken zusammen und folgte mit pochendem Herzen dem Kranken,

der, oft stehen bleibend und sich mit freundlichem Lächeln nach ihr umwendend, seinen Weg über die sonnige Blumenpracht zu dem Felsen nahm.

„Wie schön!“ sagte Bultejus andächtig nach einer langen Pause, in der sie, nebeneinander auf die Decken gelagert, stumm in die Alpenpracht geblickt hatten, „wie schön ist das!“

Sie neigte den blonden Kopf: „Nicht wahr, nun begreifen Sie meine Leidenschaft für die Berge?“

„Sie suchen eben die Schönheit.“ Ihr Genosse ließ seine tiefen, dunklen Augen schmerzmüdig auf den beschneiten Zinnen ruhen. „Weiß Gott — Sie haben recht. Es giebt so wenig Schönheit und Größe in der Welt. Alles umher ist kleinlich und macht uns kleinlich. Sie haben nichts Kleinliches an sich. An Ihnen ist, glaub' ich, alles ganz einfach und wahr.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Martha, „aber es kann wohl sein, daß einen die Hochgebirgswelt zu einem freien, offenen Menschen macht. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, wie man angesichts der ewigen Berge und des ewigen Schnees seine Nebenmenschen so belügen und betrügen kann, wie es da unten Brauch ist.“

Er antwortete nicht gleich, sondern sah ihr zu, wie sie, halb unberührt spielend, einige Alpenrosen zu einem Strauß zusammenband. „Wissen Sie, daß ich heute fast eine ganze, wie gewöhnlich schlaflose Nacht über Sie nachgedacht habe?“ fragte er dann plötzlich.

Sie hob rasch den Kopf und fühlte, wie ihr Herz zu hämmern begann. „Sie sind jedenfalls der erste Mensch,“ meinte sie unbefangen, „der an mir so viel Merkwürdiges findet.“

Bultejus ging auf ihren scherzenden Ton nicht ein. „Sie haben etwas Schweres im Leben hinter sich,“ sagte er, „ich fühle es Ihnen an. Ihr ganzes Wesen ist durch den Schmerz hindurch gegangen und in ihm abgestempelt, trotz all Ihrer Heiterkeit. Und das thut mir leid, denn ich glaube, Sie gerade hätten das nicht verdient.“

„Gott — es war die alte Geschichte,“ sagte das junge Mädchen, anscheinend gleichgültig in die Ferne schauend, „ein Geheimnis ist's auch nicht. Und da man angesichts der Berge ehrlich sein soll: ich war verlobt, und es ward nichts draus! Ich hab' ihn geliebt, wie man nur einen Menschen lieben kann, und in letzter Stunde durch einen Zufall erkannt: nicht ich war's, sondern mein Vermögen — ein ziemlich bedeutendes Vermögen mütterlicherseits... Er gestand es mir schließlich auch ganz offen ein, ehe wir auseinandergingen. Das sind nun fünf Jahre her, und ich hab's verwunden. Jetzt bin ich siebenundzwanzig und geh' in aller Ruhe der alten Jungfer entgegen.“

„Wegen dieser einen herben Erfahrung?“

„Die Menschen sind wohl verschieden,“ sagte sie ruhig. „Wenn mich einmal etwas wirklich so ans Herz gepackt hat, so werd' ich's für mein Leben nicht mehr los — und darum denk' ich nicht mehr an das Heiraten.“

„Ja aber warum denn?“

„Warum?“ Zum erstenmal sah er einen Zug der Bitterkeit in ihrem Gesicht. „Glauben Sie, ich wüßte nicht, wie ich ausschäue? Ich wüßte nicht, daß ich häßlich bin? Nun also! Wir Frauen lieben einen Mann, ob er schön oder häßlich ist, aber die Männer, scheint es, können ja nicht anders: ein häßliches Weib ist für sie kein Weib, überhaupt kein Mensch, sondern ein Wesen, über das man achlos hinwegschaut, wenn es nicht gerade über eine bedeutende Mitgift zu verfügen hat.“

„Ein bißchen anders gewählte Lippen,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „eine etwas anders geformte Nase, ein etwas schmalerer Fuß — davon hängt unser Lebensglück ab, ob wir einen Gatten finden, der uns auf den Händen trägt, Kinder, ein Heim und einen Daseinszweck! Glückselig, wenn's beschieden ist! Aber wie schmachvoll, wie demütigend ist das für uns andre, und mehr noch für die Männer! Wir können alles besitzen: Herzensbildung, reines Empfinden, Treue, Pflichtbenüßsein, alles, was allein auf die Dauer eine Ehe glücklich macht — umsonst! Die erste beste, gedankenlos lächelnde und gehörig dekolletierte Ballpuppe schlägt uns ja alle aus dem Feld — nun, das muß wohl so sein, und die Männer können nichts dafür. Aber ich kann auch nichts für meinen Abscheu! Mir erscheinen die Männer verächtlich mit ihrer Gier nach jeder hübschen Larve, und darum sage ich: nein — lieber ledig!“

„Und mit dem Los sind Sie zufrieden?“

„Gewiß. Ich bin ja nicht allein. Ganz allein in der Welt zu stehen, das ist, glaub' ich, das einzige, was eine Frau nicht ertragen kann. Aber ich habe ja meinen Vater. Sie merken das nicht so, wenn wir uns so necken, wie wir eigentlich miteinander stehen. Ich glaube, wir könnten keinen Tag mehr voneinander getrennt sein.“

„Und doch, Fräulein Weigel — kommt für jeden Menschen ein solcher Tag.“

Sie atmete schwer auf und blickte in die Ferne: „Was dann kommt, weiß ich nicht,“ sagte sie mit erstikter Stimme, „dann bin ich ganz, ganz allein auf der weiten Welt. Wenn ich daran denke, dann ist's mir, als schaute ich in einen endlosen, grauen Regentag hinaus.“ Sie vermochte nicht weiter zu reden und starrte wehmütig zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)



Franz Schubert.

Zum 31. Januar 1897.

Nachdruck verboten.

Das moderne deutsche Kunstlied hat eine eigentümliche Entwicklung genommen: nach den ersten, tastenden Versuchen eines Reichardt und Zelter kam ein Künstler, der es mit einem einzigen gewaltigen Schwung zur höchsten Vollendung führte. Dieser Künstler ist Franz Schubert. Alle, die nach ihm waren, Robert Schumann, Robert Franz, Johannes Brahms, und wen sonst man noch nennen mag, sind nicht wesentlich über ihn hinausgekommen, sie haben nur diesen oder jenen Seitenweg weiter verfolgt, dieses oder jenes Sondergebiet weiter ausgebaut.

Franz Schubert wurde am 31. Januar 1797 als der Sohn eines armen, aber um so reicher mit Kindern gesegneten Schulmeisters in der Wiener Vorstadt Himmelpfortgrund geboren. Dem Vater mochte es lieb sein, daß der äußerst musikalische und mit schöner Stimme begabte Knabe von seinem ersten Jahre an Aufnahme als Sänger in die Wiener Hofkapelle fand. Denn damit war zugleich eine Freistelle in der Konviktschule verbunden, wo die Zöglinge Wohnung und Unterhalt bekamen, und ein Esser weniger ist in einem Haushalt, der Schmalhans zum Küchenmeister hat, schon von Bedeutung.

Im Konvikt der Wiener Hofkapelle bekam Franz zum erstenmal geordneten Unterricht in der Theorie der Musik, zuerst bei Nucziska, der die Übungen des Schülerorchesters leitete und der bald fand, daß er seinen genialen Zögling nichts mehr lehren konnte; dann bei dem Hofkapellmeister Salieri, dem Schubert das wenige verdankt, was er überhaupt von einem Lehrer angenommen hat. Am meisten erzogen hat ihn gewiß die musikalische Praxis, das fortwährende Hören und Ausführen von Musik, und in dieser Hinsicht ist der Aufenthalt im Konvikt für ihn sehr förderlich gewesen.

Er spielte im Orchester nicht nur Geige und Bratsche, öfter schwang er auch den Taktstock, wenn Nucziska verhindert war. Daneben wurde das Klavierpiel nicht vernachlässigt; selbst im Winter saß Franz stundenlang in dem ungeheizten, eiskalten Übungszimmer vor dem Flügel, in das Studium der Klassiker, besonders Beethovens, vertieft. Und jede freie Stunde wurde mit komponieren ausgefüllt — soweit das Papier langte. Denn er war zu arm, um sich so viel Notenpapier kaufen zu können, wie sein überquellender Schaffenstrieb zur Fixierung der ihm ungehört zufließenden musikalischen Gedanken bedurfte; deshalb beschrieb er jedes Stückchen reinen Papiers, dessen er habhaft werden konnte, mit Noten.

Das Leben im Konvikt, wo für die geistige Speisung besser gesorgt war als für die leibliche, dauerte volle fünf Jahre. Da trat bei Franz der Stimmbruch ein, und obgleich ihm durch eine kaiserliche Verfügung der Verbleib im Konvikt gestattet wurde, so zog er es doch vor, in Freiheit zu leben, selbst unter den dürftigsten Verhältnissen. Er wurde also Schülgehilfe bei seinem Vater und mühte sich während der Jahre 1813—1816, das A-B-C in die harten Köpfe der Dichtenthaler Vorstadtkinder zu zwängen.

Die zeitraubende und anstrengende Thätigkeit des Schuldienstes hinderte ihn nicht, eine ungemein reiche Kompositionsthätigkeit zu entfalten, ja es scheint, als ob gerade diese Beschränkung der Schaffenszeit seine Phantasie beflügelte hat, so daß während der verfügbaren schulfreien Stunden die musikalische Arbeit eine um so intensivere war.

Was er während der drei Schulmeisterjahre produzierte, grenzt ans Wunderbare. Beispielsweise entstanden allein i. J. 1815: 2 Sinfonien, 1 Streichquartett, 4 Klavier-sonaten, 1 Adagio, 12 Ländler, 8 Cossakien, 10 Klaviervariationen, 2 Messen, 5 Opern und Singspiele, und dazu noch 137 Lieder. In einem Monat, im August, schrieb er allein 29, darunter einige von enormer Länge, wie die Bürgschaft, die 22 Seiten, und „Adelwald und Emma“, das nicht weniger als 55 enggeschriebene Seiten füllt. Und es handelte sich hier nicht etwa um Duzendware; fast jedem einzelnen der Lieder und Stücke ist der

Stempel des Genies aufgedrückt. Perlen wie Erlkönig, Gretchen am Spinnrad, Heideröslein, Schäfers Klage, Raftlose Liebe bezeichnen die Höhenlinie der Kompositionen aus diesem fruchtbaren Jahr. Wir stehen vor dieser Schöpferkraft, die ganz ohne Grenzen scheint, wie vor einem unbegreiflichen Rätsel; nur mit staunender Bewunderung können wir solcher Offenbarung eines Uebermenschlichen im Menschen zusehen.

Das Jahr 1816 brachte Schubert endlich die Erlösung vom Schuljoch. Eine treue Seele, Franz von Schober, ermöglichte es ihm, ganz der Musik zu leben. Er nahm ihn in seine Wohnung auf, unterstützte ihn mit Geld und blieb ihm auch ein selbstloser Helfer, als die Verhältnisse ihn zwangen, das gemeinsame Wohnen aufzugeben. Schober, Span, der berühmte Sänger Michael Vogel, den er um diese Zeit kennen lernte, und andre Freunde seiner Musik und seiner Person waren immer bemüht, Schuberts materielle Lage zu verbessern.

Denn er selbst war ein unpraktischer Träumer, dem es nie gelang, seine Existenz einigermaßen in Sicherheit zu bringen. Eine Stellung mit fester Einnahme konnte er sein Lebtag nicht erreichen. Er bewarb sich einigemal um Kapellmeisterposten, aber alle Bemühungen nach dieser Richtung schlugen fehl. Seine allem Zwange abholde Natur hätte sich auch nur schwer in eine regelmäßige Thätigkeit geschickt; das Erteilen von Musikunterricht war ihm unausstehlich, und nur die Not zwang ihn in den Jahren 1818 und 1824, einen längeren Aufenthalt in Belz in Ungarn, dem Landgut des Grafen Esterhazy, zu nehmen und die Töchter im Klavierpiel zu unterweisen.

So blieb Schubert im wesentlichen auf die Erträgnisse seiner Kompositionen angewiesen, und die waren fast immer herzlich gering. Auch als sein Name in der Kunstwelt schon einen guten Klang hatte, als seine Lieder von Franz Jäger, Gymnich, Götz, Fr. Linhardt, Kreisinger, und nach langem Zögern auch von Vogel mit dem größten Erfolg öffentlich gesungen wurden, blieben die Honorare, die er von den Verlegern erzielte, sehr unbedeutend. Er besaß nicht den Geschäftssinn und den Mut des Forderns, die z. B. Beethoven in hohem Grade eigen waren; infolgedessen befand er sich fortwährend in Geldnot. Bekam er wirklich einmal eine größere Summe in die Hand, dann wurde sie sobald wie möglich in dem kleinen Kreise, dem er zugehörte, flüssig gemacht.

Es herrschte überhaupt eine fast kommunistische Gütergemeinschaft in der genialischen Kumpanei, der unter andern der Maler Schwind, Franz Lachner und Eduard Bauernfeld angehörten. Geld und Geldswert, sowie Kleidungsstücke waren Kommunalgut und gingen von Hand zu Hand, von Körper zu Körper.

Am ausschweifendsten von allen gab sich Schubert der Benutzung fremden Eigentums hin — erklärlich genug bei seinen mangelhaften Erverbsverhältnissen. Zu Zeiten muß er ganz auf Kosten seiner Freunde gelebt haben, was ihn freilich, außer in Stunden düsterer Stimmung, nicht sehr gedrückt zu haben scheint. Wußte er doch, wie unendlich viel mehr er gab, als er jemals empfangen konnte. Er war der geistige Mittelpunkt der ganzen Vereinigung. Gleichviel ob er still in sich zurückgezogen vor seinem Glas Wein saß und behaglich schmunzelnd die klugen Auglein hinter den Brillengläsern hervor in die Runde schweifen ließ, oder ob er am Klavier Tänze improvisierte und seine Lieder begleitete, oder in toller Laune allerlei Schnurren trieb, den Erlkönig durch die Zähne eines Kammees sang und dergleichen mehr: auf ihn bezog sich wie nach stiller Verabredung alles; deshalb nannten die Freunde jene Versammlungen „Schubertiaden“.

Was Wunder, daß sich der gemüthvolle Künstler in diesem Kreise, der ihn verstand und den er verstand, am wohlsten fühlte und daß er oft genug Einladungen zu vornehmen Gesellschaften in den Wind schlug, um mit den Freunden zu publizieren. Und was Wunder, daß solche Rücksichtslosigkeiten von der andern Seite sehr übel bemerkt wurden und zu seinem Fortkommen nicht eben beitrugen.

Doch kümmerte sich Schubert wenig um Gunst und Ungunst, um Lob und Tadel. Er war eine Natur, die sich nach jeder Richtung hin ausleben mußte, im fröhlichen Nichtsthun wie in der Arbeit, im künstlerischen Schaffen. Und das Schaffen war sein eigentliches Leben. Sein Treiben in dieser Welt war nur wie ein Schatten von seinem Wirken und Wesen in einer höheren, uns gewöhnlichen Menschen unzugänglichen Sphäre. Freunde, die ihn bei der Arbeit belauscht, schildern seinen Zustand in diesen Stunden als den einer völligen Erdrücktheit. Blind und taub für alles, was um ihn her vorging, mit glühendem Gesicht und leuchtenden Augen „wüthte“ er die Noten aufs Papier, so schnell die Finger konnten. So pflegte er den Vormittag hinzubringen.

Schon früh fing er an zu komponieren, oft noch im Bett, oft auch sprang er aus den Federn und lief in mangelhaftester Toilette ans Klavier, um so schnell wie möglich einen musikalischen Gedanken zu fixieren. Bis ein, zwei Uhr schuf er in dieser Weise ohne anzuhalten, fast ohne aufzusehen. Dann war aber seine Arbeitslust, vielleicht auch seine Arbeitskraft erschöpft, der Rest des Tages und der Abend blieb der Erholung gewidmet: Spaziergängen in freier Natur oder dem geselligen Zusammensein mit Freunden.

Es giebt kaum ein musikalisches Gebiet, auf dem Schubert sich nicht angeeignet hätte, und auf allen hat er weit Hervorragendes, zum Teil Unerreichtes geleistet, mit einziger Ausnahme der Oper. Sinn für das Dramatische fehlte ihm ganz augenscheinlich, sonst wäre er nicht so unbeschreiblich wahllos in Bezug auf die Texte gewesen, die allein schon einer Verbreitung und einem Erfolg seiner Bühnenerwerke im Wege stehen.

Aber in der Sinfonie — man denke nur an die herrliche in C-dur, an die unvollendete in H-moll — in der Kammermusik — Follengquintett, Es-dur-Trio, Streichquartette in D-moll, A-moll — in der Klavierkomposition — durch seine Sonaten, vor allem aber durch die höchst poetischen kleinen Stücke, die moments musicaux und Impromptus — hat er bleibende Spuren hinterlassen.

Und ein Feld gab es, auf dem keiner ihm gleich kam: das Lied. Hier konnte ihm kein Text widerstehen; er sah der Dichtung bis tief ins Innerste, er sah sie an, bis sie ihm ihre Seele offenbart hatte, die er dann zu Tönen verdichtete, wie sie noch niemand vernommen. Gedichte, die Schubert komponiert hat, sind komponiert für alle Zeiten.

Es ist unbeschreiblich, wie eng Wort und Weise hier verknüpft scheinen, wie wir uns eins ohne das andre gar nicht mehr vorstellen können. Heidenröslein, Gretchen am Spinnrad, Die Forelle, Die beiden Ständchen, Am Meer — und viele, viele andre: wer kann hier die Worte nennen, ohne zugleich der Melodie zu gedenken? Und wer könnte diese Lieder nochmals in Töne setzen und jene Schuberts vergessen machen? Es wäre ein vergebliches Unterfangen; denn Schubert hat geradezu den typischen musikalischen Ausdruck für alle diese Dichtungen gefunden; es ist, als wenn die Natur selbst in Melodien zu uns redete.

In Schuberts äußeren Verhältnissen trat nun kaum noch eine Aenderung ein. Außer auf einigen Reisen, die er mit dem Sänger Vogel zusammen unternahm und seinem zweimaligen Aufenthalt in Ungarn kam er aus Wien kaum heraus, und auch die Honorare für seine Kompositionen blieben immer gleich schlecht — Häser zahlte ihm z. B. für sechs Lieder der Winterreise sechs Gulden und Probst für das Es-dur-Trio

Individualismus und Mode.

Von Arthur Dig.

Nachdruck verboten.

Daß der wahre Künstler stets individuell ist, das ist eine Weisheit, die wenig über den Satz herausragt, daß ein rechtwinkliges Dreieck keinen stumpfen Winkel hat.

Und doch — auch der größte Künstler ist ein Kind seiner Zeit und ihrer Mode. Ja, war der „Götz“ eigentlich nicht „modern“, oder gar der „Werther“?

Der Individualismus ist an die Grenzen der Mode gebunden, wenn man das Wort weiter faßt und nicht in dem üblichen Sinne, den es durch den Beigeschmack der jeweiligen Modeschriftstellerei, des Nachstümperns im Dienste der Geschmacksrichtung von heute und morgen erhält. Andererseits prägt der Individualismus die Mode, eine Wechselwirkung, ähnlich wie bei der oft so lächerlich behandelten Streitfrage, ob die Geschichte von den großen Männern gemacht wird oder die großen Männer von der Geschichte. Der Künstler faßt den Geist der Zeit zusammen und vermag ihn in einem Grade zu potenzieren, der ihn als Schöpfer eines neuen Geistes erscheinen läßt; aber auch er vermag es nicht, sich plötzlich ganz außerhalb des Zeitgeistes ein Lager aufzuschlagen. Und der un-

einem Individuum verkörperte. Die neuerdings so frisch aufstrebende soziale Psychologie liefert sehr hübsche Illustrationen zu diesem Thema.

Recht charakteristisch ist es auch, wenn zeitweise der Individualismus selbst wiederum zur Mode erhoben wird. So etwas ist natürlich nur möglich in einer Zeit stürmischer Gärung; in einer Zeit, der es im allgemeinen an ausgereiften Genies fehlt; in einer Zeit, da die Mode von heute noch nicht zur Klärung gelangt ist, wenn sie schon längst wieder zur Mode von vorgestern degradiert ist.

Wenn die Modeschreiberei gar zu wild wuchert, wenn der Kampf der verschiedenen „Modernen“ in der Kunst in einer Weise überhand nimmt, daß vor lauter Befehdung eine lautere, wahre Kunst kaum mehr aufzukommen vermag — auch wieder stets in getreuer Spiegelung des Zeitgeistes, des tobenden Kampfes der Zeiten auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Wirtschaft und Politik — dann tönt plötzlich in dieses wilde Gewoge hinein der Ruf nach Individualismus. Zu deutsch etwa: „Nieder mit den Waffen, geht erst einmal nach Hause, beruhigt euch und sucht in der Ruhe zu schaffen, was der Geist euch eingiebt, frei von jeder ausgeklügelten ‚Richtung‘, von jedem Jesmus!“

Dann geht der denkende Künstler nach Hause, sieht sich in schöpferischer Ruhe und aus der Ferne die Welt an, wie sie sich



Jedem das Seine. Gemälde von Joseph Clark.

Das Original befindet sich zu London in der Ausstellung des „Institute of Painters in Oil Colours.“

zwanzig Gulden sechzig Kreuzer. Hätte er länger gelebt, vielleicht wäre alles noch besser geworden; denn sein Ruf verbreitete sich über immer weitere Kreise, seine Kompositionen machten ihm immer mehr Freunde. Aber mit seiner Gesundheit stand es schon seit 1824 nicht gut, Blutwürgungen und Kopfschmerzen verkümmerten ihm das Leben. Zwar ging es ihm längere Zeit hindurch wieder besser, er konnte sich auf Ausflügen nach der schönen Steiermark wieder in alter Lustigkeit zeigen. Lange jedoch sollte er sich des Daseins nicht mehr freuen.

In seinem letzten, bereits durch Kränklichkeit getrübbten Lebensjahr lieferte er unter andern Kompositionen sein bedeutendstes Instrumentalwerk, die schon erwähnte große C-dur-Sinfonie, ferner das Streichquartett in C, die Messe in Es und die Liederfammlung, der er in berechtigter Ahnung seines baldigen Hinscheidens den Titel „Schwanengesang“ gab. Im Oktober 1828 fing er an, bedenklich zu kränkeln, und nach Ausbruch eines Nervenfiebers starb er am 19. November und wurde am 21. November nachmittags drei Uhr zur ewigen Ruhe gebracht. Drei Gräber von Beethovens Hügel entfernt ist sein eigener aufgeworfen, und ein großer Dichter schrieb ihm auf den Stein:

„Die Tonkunst begrub hier einen reichen Besitz,
Aber noch viel schönere Hoffnungen:
Franz Schubert liegt hier.“

Karl Krebs.

mittelbarste Ausfluß des Zeitgeistes ist die Form, in der er seinen künstlerischen Ausdruck findet: die Mode.

Kritiker, die sich nicht damit befreunden können, daß die Zeit unaufhaltsam vorwärts schreitet, die immer noch in den Ideen von vorgestern stecken, wenn das lebendige Heute mit so ganz verändertem Gesicht vor sie tritt, neigen dazu, nachdem sie den ersten großen, schaffenden Geist, der das Heute ganz zu fassen und widerzuspiegeln vermochte, mit spitzer Feder umgebracht haben, alle diejenigen, die nun in demselben Geiste weiter wirken, als elende Nachbeter zu brandmarken.

Derjenige Kritiker dagegen, der verständnisvoll mit seiner Zeit lebt, wird wohl unterscheiden zwischen den Modeschriftstellern, die ihrer innersten Ueberzeugung nach, soweit ihnen etwas derartiges geblieben ist, noch im Geiste von vorgestern schlummern und nur des lieben Geldes wegen „modern“ schreiben — geistlose Stümper meist, die nur die Form nachahmen — und solchen, die zwar auch „modern“ sind, aber modern im besten Sinne des Wortes, auf der Höhe der Zeit stehend, erfüllt vom Geiste der Zeit, den sie in sich aufnehmen, um ihn dann, verfeinert, fest umgrenzt und in bestimmte, engere Formen durch ihren eigenen Geist gegossen, wieder von sich zu geben, zugleich modern und doch durchaus individuell, wie es jede bedeutende Schöpfung gewesen!

Was man „den Geist der Zeiten heißt“, das ist am Ende doch mehr als nur „der Herren eigener Geist“. Ebenso wie es einen Völkercharakter giebt, ohne daß er sich restlos in irgend

ihm im Gewande des Zeitgeistes bietet, giebt die Masse in die Form seines individuellen Geistes — und das wahre Kunstwerk ist fertig. Zugleich aber auch — eine neue Mode, nicht willkürlich von dem Künstler diktiert, sondern aus der Zeit herausgewachsen. Daß es des Künstlers und seines Individualismus bedürfte, um ihr die feste Form zu geben, ist selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich aber auch, daß diese Form und diese Individualität nicht von ihrer Zeit zu trennen sind.

Als besonders augenfällig habe ich vorhin den „Werther“ hervorgehoben, aber auch andre Kunstwerke, denen der Stempel einer künstlerischen Individualität in eminentester Weise aufgedrückt ist, wie „Wilhelm Tell“ und „Wallenstein“, hätten eine ganz andre Gestalt angenommen, wenn Schiller hundert Jahre später gelebt hätte. Nicht anders ist es mit einer Raphaelischen Madonna oder einem Laokoon und jedem andern klassischen Denkmal der darstellenden oder beschreibenden Kunst — nur mit dem Unterschiede, daß heute der Zeitgeist und mit ihm sowohl die Mode als auch die Individualität schnelleren Wandlungen unterworfen ist als vor Jahrhunderten.

Im übrigen: nicht alle sind ausgeprägte Individualitäten, die originell sein wollen, und nicht alle sind Nachäffer, die modern sind! Und im Reich der Mode selbst, die bekanntlich eine strenge Herrin ist, kann der Individualismus am schönsten zur Geltung gelangen, indem der geläuterte Geschmack der gebildeten Frau nur das Passende wählt und das Unvorteilhafte fortläßt oder mildert.



Elektrische Droschke.

Straßenverkehr, der eine große Fahrgewindigkeit nicht gestattete; die Vorzüge der Dampfmaschinen waren also problematischer Natur. Es handelte sich allerdings nicht um unüberwindliche Schwierigkeiten; aber man huldigte in Berlin der sonderbaren Anschauung, die Dampfmaschinen hätten sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen, und so kam es, daß die edle und mächtige Kunst der Koffelenter das Feld behauptete. Was dem Dampfmaschinen nicht gelang, ist dem Fahrrad gelungen; das Publikum hat sich daran gewöhnt, auf eine größere Fahrgewindigkeit, wie überhaupt auf einen lebhafteren Wagenverkehr mehr Rücksicht zu nehmen und selbst für seine persönliche Sicherheit Sorge zu tragen.

So ist die Einführung von Fahrzeugen ohne Anwendung von Zugtieren eine Tagesfrage geworden, deren baldige Lösung einen vollständigen Wechsel in den städtischen Verkehrsverhältnissen herbeizuführen verspricht.

Automobilen — die Verkehrsmittel der Zukunft.

Mit zwei Originalzeichnungen von Richard Rudolph.

Nachdruck verboten.

Seit Erfindung der Lokomotive, die in dem modernen Verkehrsleben so gewaltige Umwälzungen hervorgerufen, hat man sich in der technischen Welt wiederholt bemüht, Dampfmaschinen im Straßenverkehr zur Beförderung von Personen und Lasten anzuwenden, also Maschinen zu konstruieren, die im Gegensatz zu den an die eisernen Geleise gebundenen Lokomotiven nach Belieben des Wagenlenkers ihren Weg zurückzulegen vermögen. Einige Ingenieure gingen auch mutig ans Werk, vermochten jedoch keine großen Erfolge zu erringen. Unter anderem hatte man in Berlin vor einigen Jahren Gelegenheit, sogenannte von A. Volle in Le Mans konstruierte Dampfmaschinen zu sehen. Wenn diese Maschinen sich nicht einbürgern konnten, so lag es keineswegs an ihrer mangelhaften Beschaffenheit, sondern vielmehr an dem weltstädtischen

Die einfachste dieser Maschinen, die man nicht ganz zutreffend unter dem Namen Automobilen zusammenfaßt, ist im Grunde das Fahrrad, das bei zweckmäßiger Konstruktion die Beförderung von fünf bis sechs Personen ermöglicht und auch zum Transport mäßiger Lasten schon umfangreiche Verwendung findet.

Man hat kleine Fahrraddroschken für zwei, drei Personen, jedoch auch größere Wagen mit Tretradmotoren oder für den Handbetrieb konstruiert, die indessen wegen zu großer Inanspruchnahme menschlicher Kräfte voraussichtlich nur eine beschränkte Verbreitung finden werden. Dagegen sind Dampf-, Gas- und Elektromotorwagen verschiedenster Konstruktion aufgetaucht, denen man zum Teil eine große Zukunft verspricht und die sich in Fahrgewindigkeit und Betriebssicherheit einander zu überbieten bestreben.

In Frankreich, England und Amerika sind derartige Automobilen als Sportwagen schon seit mehreren Jahren im Gebrauch; doch sollen sie nun auch für die mannigfaltigsten Verkehrszwecke nutzbar gemacht werden.

Mit der elektrischen Betriebskraft, die natürlich hier besonders in Frage kommt, hat man sehr günstige Resultate bisher nicht erzielt. Man wird erst noch erhebliche Verbesserungen der Accumulatoren zur Aufspeicherung der Elektrizität abwarten müssen, ehe man genügend leistungsfähige und betriebssichere elektrische Droschken und Omnibusse in den Straßenverkehr einführen kann. Denn die Bewegung von Wagen durch zugeleiteten Strom, wie dies z. B. auf Landstraßen in Amerika geschieht, kommt hier nicht in Betracht, da die Stromleitung diese Wagen an eine bestimmte Route bindet.

In England ist die Verwendung von Motorwagen durch Parlamentsakte gestattet worden, die vor kurzem, am 14. November v. J., in Kraft traten. Zur Feier dieses Ereignisses wurde eine große Wettfahrt von London nach Brighton veranstaltet, an welcher Wagen deutschen, französischen und amerikanischen Systems beteiligt waren. Ein amerikanischer Wagen erreichte Brighton zuerst; er hatte den ganzen Weg in vier Stunden zurückgelegt.

Auch in Frankreich fand vor kurzem eine derartige Wettfahrt zur Erprobung von Automobilen statt. Von den acht Maschinen, die den Weg von Paris bis Marseille — ungefähr 1700 Kilometer — zurückzulegen hatten, erreichte die schnellste ihr Ziel in 68, die langsamste in 82 Stunden. Die erstere legte mithin 25, die letztere 20 Kilometer in der Stunde zurück.

In Frankreich gilt nach diesen Erfahrungen die Verwendung von Motorwagen für Militär- und Verwaltungszwecke als gesichert, und auch bei uns dürfte man sich der Einsicht von der weittragenden Bedeutung dieser Maschinen, die bei reicherer Erfahrung zweifellos noch sehr vervollkommen werden können, nicht lange mehr verschließen. H. G.



Automobilen: Familienbreak mit Elektromotor — Fahrraddroschke — Bicycle für sechs Personen.

Rotgelbe Blätter.

Skizze von Anna Wahlenberg.

Nachdruck verboten.

Der Speisetisch war ausgezogen und durch zwei große Bretter verlängert. Ein altpolitisches, ungeheures Damasttuch von feinstem, großblumigem Stoff lag darüber ausgebreitet. Das beste Service war herausgenommen. Wäfen und Silberaufsätze schmückten die Mitte des Tisches, und vor jedem Gedeck schillerten fünf verschiedene Weingläser.

Es sollte ein Familiendiner werden und noch dazu eines mit Anlaß. Es handelte sich um nichts Geringeres als um eine Verlobung, die deklarieren werden sollte: die Verlobung der jüngeren Tochter des Hauses mit Bezirksrichter Lindgren. Sie hatte einen wirklichen Treffer gemacht, das kleine Fräulein Emma, denn der Bezirksrichter von Stageborg war den Sommer über der gefeierten Löwe der ganzen Gegend gewesen. Er hatte Vermögen, war comme il faut, von geartetem Alter, etwas überlegen gegen jüngere Damen und spielte Schach mit den älteren Herren.

Wie hatte man sich träumen lassen, er könnte seine Blicke auf ein Backfischchen werfen wie Emma, achtzehn Jahre alt, lärmend wie ein Schuljunge und mit dito Manieren. Man wollte es kaum glauben, als das Gerücht einer solchen Möglichkeit sich vor einigen Tagen entwickelte. Diesmal sprachen aber die Klatschschwestern doch die Wahrheit. Die Verlobungstorte war schon mit dem Dampfschiff gekommen, die Gäste sollten sich in einer halben Stunde einfänden, und Fräulein Lotte, die ältere Tochter, ging ab und zu, rückte die grünen Weingläser zurecht und steckte kleine Sträußchen aus den letzten Rosen des Sommers in jede Serviette. Sie sah etwas gedankenvoll aus und nicht so recht froh. Es lag ein müder Zug in ihrem Gesichte sowohl als in der Bewegung, mit der sie die Hand über den Tisch streckte.

Eines der Dienstmädchen erschien in der angelehnten Thür. „Fräulein Emma läßt bitten, daß Fräulein kommen und ihr ein bißchen helfen möchten.“

„Ich habe keine Zeit.“

Aber dann berente sie ihre unfreundliche Antwort und versprach zu kommen. Als sie mit den Sträußchen fertig war und die Ueberbleibsel hinausgetragen hatte, ging sie zu ihrer Schwester. Diese war beinahe vollständig in Toilette und eben damit beschäftigt, eine Achselrosette aus blauem Plüsch in derselben Nuance wie der Besatz an dem lichtgrünen Beigekleid zu befestigen.

„Es wird nicht hübsch,“ sagte sie ungeduldig und reichte Lotte die Rosette. Sie war es gewohnt, daß man ihr bei allem half, und überdies glaubte sie, ebenso wie die übrige Familie, daß nichts ordentlicher sein konnte, wenn es nicht von der ältesten Tochter, dem erklärten Geschmacksrat des Hauses, besichtigt und gebilligt worden war.

Lotte nahm die Stecknadeln, begann Falten zu ordnen, Bänder zu glätten, die Kette um den Hals der Schwester zu schließen und ein paar halberblühte Rosen in ihrem Haar zu befestigen.

Als sie sich hinüberbeugte, um den Effekt im Spiegel zu betrachten, begegneten sich ihre beiden Gesichter im Glase. Ihr eigenes mit dem gekrausten, lichten Stirnhaar, den regelmäßigen Zügen, den feinen geschwungenen, vielleicht etwas schmalen Lippen und den intelligenten Augen war unbedingt das schönere. Aber Emmas kleines Mopsgesicht mit den vorstehenden, breiten Backenknochen, der kleinen, stumpfen Nase, dem lustigen Kinn, das sie immer fest in die Luft streckte, und den mutwilligen Augen, besaß dennoch einen Reiz, der sie einen flüchtigen Schimmer von Neid empfanden ließ. Es war Klarheit in der rot und weißen Haut, Grilbchen in den Wangen, Lebenslust im Ausdruck, mit einem Worte, es waren die achtzehn Jahre, die triumphierend Lottes fünfundzwanzig entgegenlächelten.

Diese zerrte heftig an den grünen Blättern zwischen den Rosen. Sie mochten durchaus nicht liegen, wie sie sie haben wollte.

Gerade als die Toilette vollendet war, kam die Mutter, betrachtete, bewunderte und strahlte vor Zufriedenheit. Nie hatte sie Emma in einem Kostüm gesehen, das sie so gut kleidete wie der heutige Anzug. Sie sah so recht weiblich und reizend aus. Es war förmlich, als wäre sie gerade heute groß geworden. Und indem sie sich plötzlich all des Feierlichen dieses Tages entsann, traten ihr die Thränen in die Augen, und sie schloß ihr kleines Mädchen in die Arme.

Lotte stand da und legte die übrig gebliebenen Nadeln in das Schüßelchen zurück. Sie wußte, daß Emma sich zu ihr gewendet hatte, nachdem die Mutter mit ihren Liebstojungen zu Ende war; sie fühlte ihren Blick, und es war ganz still, als ob man auf etwas wartete. Aber Lotte sah nicht auf.

„Diese schöne Theeroje mußt du nehmen,“ sagte Emma endlich, nachdem sie unter all den ausgefuchten Treibhausblumen gewählt hatte, die ein Geschenk ihres Bräutigams waren.

„Ach! Nein, danke. Für mich hat das keinen Sinn.“

Lotte nahm den Kamm und glättete ihre Stirnlöcher, während sie mit der freien Hand die angebotene Rose wegshob. „Es ist auch jetzt keine Zeit für so etwas,“ fügte sie rasch und gleichsam ein wenig entschuldigend hinzu, „sie können ja jeden Augenblick hier sein.“

Mit einem Ruck hatte sie die Schürze herunter, gab Emma einen hastigen, unmotivierten Kuß, stellte die Sessel in Ordnung und lief aus der Thür.

Unten im Büfettzimmer zwischen Glas und Porzellan, das geordnet und übersehen werden mußte, befand sie sich am besten. Sie wäre am liebsten den ganzen Abend dort gewesen. Wenn sie doch diesen Tag über hätte fortzählen können!

Sie konnte sich nicht helfen, aber es schien ihr, daß dieses ganze Fest gleichsam wie eine Demütigung für sie war.

Natürlich verhielt es sich nicht so, natürlich war das bloß eine thörichte Idee, natürlich sollte sie sich anstatt dessen über Emmas Glück freuen, natürlich lag nichts Kränkendes darin, daß die Schwester mit achtzehn Jahren Braut wurde, während sie mit fünfundzwanzig unverlobt war. Heutzutage gab es ja so viele Mädchen, die ihr fünfundzwanzigstes Jahr vergehen sehen, ohne verlobt zu sein, und sich darum doch nicht zu den Uebriggebliebenen rechnen. All dies wußte sie sehr gut, aber sie konnte sich dennoch nicht eines unabweislichen Gefühls der Demütigung erwehren. Sie sah alle diese Tanten und Onkel vor sich, ihr süßsaures Lächeln, ihr Kopfschütteln. Sie hörte

ihren bedauernden Tonfall und wußte, daß sie bei sich dachten: „Arme Lotte!“

Aber endlich biß sie die Zähne zusammen in Unmut über ihre Mißstimmung. So viel Selbstbeherrschung hatte sie doch wenigstens noch, um sich nicht bloßzustellen.

Als sie hereinkam, hatte schon ein Teil der Gäste sich eingefunden; aber es herrschte keine lebhafte Stimmung in der Gesellschaft. Alle wußten natürlich den Anlaß des Festes; aber keiner wollte es zeigen, sei es, daß jeder im Alleinbesitz des Geheimnisses zu sein glaubte, sei es, daß man es für das passendste ansah, nichts zu wissen. Aber da man auf jeden Fall nur an eine und dieselbe Sache dachte, die nicht herausgesagt werden durfte, war es etwas schwer, andre Gesprächsthemen zu finden, die Interesse erwecken konnten. Das am meisten variierte Thema war das Befinden der beiden jungen Mädchen. Beinahe jede Tante lächelte und nickte schon von weitem der kleinen Emma zu, streichelte ihre Wange und erklärte, sie sehe so frisch aus wie ein richtiges Rosenknöspchen. Und fast ebenso regelmäßig wendeten sie sich hierauf zu Lotte und beunruhigten sich über ihr Befinden. Sie sah so blaß und zart aus. War sie in der letzten Zeit nicht recht wohl gewesen?

Aber wenn sie erwarteten, auch irgendwelche Symptome einer ungünstigen Veränderung ihrer Laune zu sehen, dann warteten sie vergebens. Lotte war ebenso lebenswürdig, gesprächig und vergnügt wie stets. Sie küßte ihre Tanten und sagte sie um die Taille, ganz so fröhlich wie sonst, und sie versammelte die jungen Herren in einer munteren Gruppe um sich, genau so, wie sie es immer pflegte. In dem Augenblick, da sie den Salon betrat, hatte sie sich sofort wieder in die alte Rolle der gefeierten Tochter des Hauses gefunden, und sie fühlte sich ihrer selbst ganz sicher, wenigstens solange man sich noch nicht zu Tische setzte und der Toast auf die Verlobten noch nicht gesprochen war. Bis dahin wußte sie sich geschützt vor all diesen alten, scharfen Augen und noch schärferen Zungen, die sich vorderhand noch Zwang auferlegten.

Schließlich gab es niemanden mehr, auf den gewartet werden mußte. Die Gäste ordneten sich um den Tisch. Emma und ihr Bräutigam setzten sich an die Mitte der einen Längsseite, hatten irgendwelche Heimlichkeiten unter dem Tisch und behielten sich ausschließlich mit den rechten Händen. Als die Suppe erledigt und der Sherry eingegossen war, kam der feierliche Augenblick.

Der Hausherr ergriff sein Glas, erhob es, sah sich nach allen Seiten um, um sich zu vergewissern, daß niemand unvorbereitet war, und begann. Es war nur ein kurzer Glückwunsch für die Neuverlobten. Die Gläser kamen in Bewegung, das Brautpaar zog seine linken, ringgeschmückten Hände unter dem Tisch hervor. Man küßte sich, stieß an, ließ Wein verschwinden, und dann war es vorüber, das, worauf man gewartet hatte. Die Versammlung war vorüber, und alle Zungen bewegten sich in doppelt raschem Tempo. Man plauderte und lachte und stieß nach rechts und links an. Es war eine allgemeine Aufgeräumtheit, und mitten in dieser überlauten Heiterkeit wurde Lotte von dem ersten Pfeil getroffen.

Er kam quer über den Tisch von der alten, guten und gemüthlichen Tante Charlotte, die gewiß nie einer Fliege etwas zu Leide getan hatte. Sie nickte so herzengut, freundlich und tröstend ihrer ältesten Bruderstochter zu und sagte aufmunternd, so laut, daß die ganze Gesellschaft es hörte: „Dein Wohl, Lotchen, das nächste Mal kommt du an die Reihe!“

Lotte stieß ebenso freundlich an; aber zum erstenmal in ihrem Leben entdeckte sie, daß Tante Charlotte etwas Aufreizendes in ihrer Art hatte. Abermals bemächtigte sich ihrer eine Mißstimmung, und so sehr sie sich auch bemühte, so vermochte sie doch nicht, ebenso ungezwungen und fröhlich zu plaudern wie früher. Sie ahnte, was weiter kommen würde, und es kam sehr pünktlich.

Als man von Tisch aufgestanden war und sich auf der Veranda versammelt hatte, um Kaffee zu trinken, fühlte sie plötzlich ein paar große Hände auf ihren Schultern. Es war der alte Revisor Söderlund, der sie umdrehte und sacht und wohlwollend schüttelte.

„Hör mal, liebe Lotte, ist das Ordnung und Disziplin, das kleine Schwesterchen so vorausgehen zu lassen?“

„Ja, siehst du, Onkel, der hat man eben nie Ordnung beibringen können,“ sagte Lotte lachend. Aber sobald sie konnte, wendete sie dem Alten den Rücken. Das war Nummer zwei.

Nummer drei ließ nicht lange auf sich warten. Das war Tante Lunden, die im Sofa zusammenrückte, sobald sie Lotte in eine kleine Ecke ganz für sich allein bekam. Nun wollte sie wissen, wie es vom Anfang bis zum Ende mit der Verlobung zugegangen war. Und sie konnte sich nicht genug über Emma verwundern, das Kindchen, das nun schon erwachsen und heiratsfähig war. Und dann streichelte sie Lottes Hand und erwartete, sie zustimmen zu hören, daß man es erst an den Jungen merkte, wie alt man wurde.

Lotte nahm den Vorwand, einer andern alten Tante eine Tasse Kaffee bringen zu müssen, um von ihr loszukommen. Aber da kam sie vom Regen in die Traufe.

„Lottchen, Lottchen, mit dir muß ich sprechen,“ sagte die legerwähnte Verwandte, ihr zuwinkend, damit sie sich nicht gleich wieder aus dem Staub machte. Und um noch sicherer zu gehen, hielt sie sie beim Ärmel fest.

„Höre, Lotte, mein Herz, ist das ein Spektakel hier! Nun mußt du dich aber auch beileben! Ich möchte wohl wissen, wie du es mit deinen Verehrern treibst?“

„Meine Verehrer? Woher weißt du denn, daß ich welche habe, Tante?“

„Du? Ja! Das weiß man schon. Und nicht so wenige. Aber ich fürchte, du bist zu anspruchsvoll, Lottchen. Wenn man zu lange wählt, hat man schließlich das Nachsehen.“

Und dann kniff sie Lotte in die Wange und versicherte, man könne nicht daran denken, daß Herren vollkommen sein sollten.

„Ich glaube nicht einmal, daß Frauen es sind,“ sagte Lotte und sah scharf aus. Es wäre ihr ein Vergnügen gewesen, die Vorschriften der Höflichkeit außer acht zu lassen und sich ausschließlich den unvollkommenen Herren zu widmen. Die waren wenigstens nicht ganz so taktlos wie die Frauenzimmer. Wie es sie müde machte, da umherzugehen und lebenswürdig zu sein und kleine verzuckerte Pillen in jedem Sage entgegenzunehmen.

Als sie einmal eine Berrichtung in der Küche hatte, schlich sie sich durch den hinteren Eingang in das Toilettenzimmer und

warf sich auf das Sofa, das Gesicht in den Händen. Sie war so müde. Sie wollte fort von allem.

Es war ja ganz, als wollten sie, daß sie sich schämte, diese Menschen mit ihrer mitleidigen Herzlichkeit. Sich schämen! Und weswegen? Weil sie nicht auch den ersten besten genommen hatte und seit lange verheiratet war. Oder zählte man sie schon zu den Uebriggebliebenen? Begann sie wirklich alt zu werden?

Vor Emmas Verlobung hatte sie dieser Gedanke niemals beunruhigt. Lebhaft, schlagfertig und amüßant hatte sie stets einen Kreis um sich versammelt, besonders Herren, und sie hatte sich bis jetzt jung und gefeiert gefühlt. Ein Vergleich mit Emma war niemals in Frage gekommen; denn die ungebärdige Achtzehnjährige wurde von allen als Kind behandelt. Aber da kam die Verlobung, und alle Leute schienen eine Veränderung zu sehen. War sie denn alt geworden, obgleich sie es selbst nicht gemerkt hatte?

Sie sprang auf und eilte zum Toiletentisch. Wie schon einmal an diesem Tage betrachtete sie sorgfältig ihr Antlitz im Spiegel, und es kam ihr vor, als sähe sie Falten um die Augen und auf der Stirn. Die Haut war grau und matt. Sie entdeckte einen Anjaß zu eingefallenen Wangen. Ja, sie war alt! — Alt...

Es lag etwas Bersteinendes in diesem so plötzlich erwachten Gedanken. Es schien ihr, als hätte sie kaum angefangen zu leben, und schon war sie alt. Und was hatte sie gethan mit ihrer vergangenen Jugend? Sich amüßiert, allerdings. Aber was sonst? Es blühte ihr mit einemmale auf, daß Emmas Jugendzeit, kaum begonnen, schon reicher war als alle ihre Ballajons. Sie hatte einem ganzen Leben Inhalt gegeben, sich mit starken Banden an eine lichte, schöne Zukunft gefettet. Ihre eigene, lange Jugend erlitten ihr mit einemmale so leer und inhaltslos, kaum eine einzige ernstere Erinnerung, kein Gefühl, nichts erlebt, das umschaffend in ihr Leben eingriff. Sie hatte gespielt und sich amüßiert, das war alles. Und nun fragte sie sich: hatte sie so gespielt, daß die Möglichkeit, etwas Ernstes zu empfinden, verpielt war? Warum war sie sonst fünfundzwanzig Jahre alt geworden und hatte nie geliebt — hier und da ein zufälliges Strohflecken — aber nie wirklich geliebt?

Und vielleicht hatte sie so gespielt, daß sie auch nicht mehr im stande war, bei andern ein wirkliches Gefühl zu wecken. Vielleicht hatte Tante Lunden recht, als sie sie vorigen Winter warnte, zu kokettieren, und behauptete, daß, wie artig die Herren auch gegen sie waren, sie doch an nichts andres dachten, als sich zu amüsieren; denn sie wurden durch ihre Art verschont. Sie hatte über dieses Geschwätz gelacht, aber jetzt stand es vor ihr wie eine Prophezeiung. Vielleicht hatte die Tante dennoch recht. Vielleicht sahen sie wirklich nichts andres in ihr als eine Kokette, der man den Hof machte, aber die man nicht heiratet.

Es war schon so. Man zog sich zurück. Oder warum kamen zum Beispiel die Herren Winther jetzt nicht so oft wie im Anfang des Sommers? Sie wohnten nur zehn Minuten weit weg und mußten immer hier unten am Garten vorbei, wenn sie vom Dampfschiff kamen, ein Umstand, der sehr häufige Besiten und Begegnungen veruracht hatte. Aber jetzt konnten ein paar Tage vergehen, ohne daß man sie sah. Sie schoben es auf vermehrte Geschäfte in der Stadt. Aber darnach mußte es noch nicht wahr sein. Lotte zweifelte in diesem Augenblick an allem.

Alt! ... Die Zeit hatte sie überholt. Sie war nicht nachgekommen. Sie hatte es nicht verstanden, sich an die Zukunft zu knüpfen dadurch, daß sie Gattin und Mutter wurde. Und da stand sie nun allein. Es war, als läge sie verlassen am Wegesrand.

Wie sie so da stand, die Ellenbogen auf dem Toiletentisch und das Gesicht in den Händen, hatte sie das Deffnen der Thüre überhört und schrak bei dem Geräusch von Schritten zusammen.

Als sie sich umwendete, stand die Mutter neben ihr. Es lag eine bekümmerte und forschende Frage in ihren milden, alten Augen, und Lotte, die fürchtete, sie könnte ausgeprochen werden, beugte sich zum Spiegel hinab und begann, an ihrer Brosche zu nesteln mit der Erklärung, sie wußte wirklich nicht, wie sie ausjäh.

Plötzlich fühlte sie einen warmen Kuß auf ihrer Stirn, und eine alte, wohlbekannte, knöchern Hand streichelte ihre Wange. Einen Moment begegneten sich ihre Blicke, und der Mutter sagte deutlicher als Worte: du bist ja doch mein Lieblingskind, meine einzige, kleine Lotte! Ich liebe dich mehr als alles. Warum kannst du doch nicht froh sein?

Lotte entzog sich ihr ungeduldig, glättete ihr Kleid, meinte, was die Gäste wohl denken würden, wenn sie beide fort wären, und ging hinaus. Sie zürnte sich selbst, daß sie so unfreundlich gegen ihre Mutter sein konnte. Aber sie konnte nicht anders. Jedes Mitleid kränkte sie. Ueberdies, wie konnte die Mutter nur glauben, daß ihre Liebe vermochte, ihr alles andre im Leben zu ersetzen! Sie fühlte, daß sie ein hartes Aussehen hatte und strich sich über die Stirn, wie um ihn wegzuwischen.

Endlich wurde es Abend. Die Gäste begannen ängstlich zu werden, das letzte Schiff zu erreichen, und frühzeitig wurde ein Souper aufgetragen, worauf man hinab zur Dampfschiffbrücke zog, von einigen bunten Lampions geleitet, die die Hausleute von der illuminierten Terrasse mitgenommen hatten. Dann kam der dampfende Nachfahrer, dessen Formen sich im Dunkel unbestimmt gepensterhaft abzeichneten. Er glitt still zur Brücke hin, warf dann einen Landungssteg so brutal aus, daß die Bretter zitterten, nahm den größten Teil der plaudernden und lachenden Gesellschaft an Bord, quirkte wieder eine Menge rauschendes Wasser auf und verschwand.

Auf dem Heimweg gab es keinen Zusammenhalt. Vater und Mutter gingen und plauderten ein wenig miteinander; denn Lotte sprach nicht viele Worte, und das Brautpaar folgte in so großer Entfernung, daß man sie beim Nachhausekommen nicht einmal sah.

Zwischen dem wilden Wein auf der Veranda brannten noch die bunten Lampions, und Lotte trat heran, um sie auszulöschen. Da war ein gelbes Lampion, das einen so schönen Schimmer auf die rötlichen Blätter warf, daß sie nicht vermochte, es gleich auszulöschen, sondern stehen blieb und die Zweige phantastisch darum gruppierte.

Ein großes, rotgelbes Blatt fiel von einer Weinranke ab. Sie nahm es auf und betrachtete die feinen Farbenschattierungen. Dann hob sie eine ganze Ranke mit solchem

Laub empor und hielt sie gegen das Licht. Sie stimmten sie wehmütig, diese schönen, rot-schimmernden Blätter. Sie glichen ihr selbst, wie sie so gerade und stark da hingehen, mit gespannten Adern, als strömten die lebenspendenden Säfte des Stammes frisch durch sie, während sie doch in Wirklichkeit allen Zusammenhang miteinander und dem gemeinsamen Mutterstamm verloren hatten. Sie sahen frisch und prächtig aus; denn sie hatten alle ihre Kräfte darauf gewendet, sich auszubreiten, anstatt Keime und Sprößlinge zu entwickeln, die den Winter überleben konnten. Aber die Frische war nur Schein. Sie waren schon gezeichnet und konnten über Nacht fallen, um am Wegegrande zu welken.

Sie nahm einige der schönsten Blätter, legte sie zusammen und probierte sie auf ihrem Kleid. Sie passten sehr gut.

„Pfiu, nehmen Sie doch das weisse Laub da fort!“
Lotte fuhr zusammen. Dort unten auf dem Kiesplatz stand eine dunkle, kaum zu unterscheidende Männergestalt, die sie jedoch an der Stimme erkannte. Es war der ältere Herr Winther, der während des Sommers zu den fleißigsten Besuchern gezählt hatte.

„Wie Sie mich erschreckt haben!“ rief sie. „Was thun Sie hier mitten in der Nacht?“

„Ich komme von einer Segeltour und gedachte hier still und bescheiden vorüberzugehen; aber als ich Zeuge Ihrer Geschmackverirrung wurde, mußte ich unbedingt Opposition machen.“

Damit sprang er auf die ziemlich hohe Veranda, schlang die Arme um einen der Pfeiler und stand da im Lampenschimmer ihr gerade gegenüber. Lotte schlug ihn mit ihrem Blattbouquet auf die Finger.

„Veranstalten Sie hier eine gymnastische Produktion?“ sagte sie in dem gewöhnlichen, schnippischen Ton, den sie Herren gegenüber anwendete. „Dann klettern Sie doch noch die Säule zur oberen Veranda hinauf, damit Bergholms Sie ebenfalls bewundern können.“

„Es genügt mir, wenn Sie es thun!“
Sie lachte, konnte sich aber wirklich nicht enthalten zu finden, daß er jugendlich kräftig und schön aussah, wie er so da stand, die weisse Leinentasche ein bißchen schräg über der breiten Stirn. Seine hellblauen Augen leuchteten so klar und offen in dem frischen, wenn auch etwas derben Gesicht.

„Sie sind doch für das Prinzip „Gleiches mit Gleichem“,“ sagte er. „Und ich bewundere ja Sie.“

„Ich zeichne mich aber nicht in der Gymnastik aus.“
„Das ist wohl auch nicht erforderlich, um bewundert zu werden, am wenigsten für eine Frau.“

„Was für Eigenschaften werden da verlangt?“
„Ja, sehen Sie — das läßt sich schwer so stante pede sagen. Aber —“ Er hielt inne und sah sie mit einem Lächeln an, das, wie sie fand, etwas Neckisches hatte. „Vor allen Dingen,“ fuhr er fort, „muß sie reizend sein.“

„Reizend! — Aber ich bin nicht reizend,“ sagte Lotte in beleidigtem Tone. „Wenn alle andern Menschen sagen, daß ich scharf und schnippisch bin, hat es nicht viel Sinn. Aber wenn Sie mir versichern, ich sei eine kleine Anemone — das geht nicht!“

„Aber ich habe Sie gerade gesehen, als Sie so reizend ausschauten.“

Sein Gesichtsausdruck war vollkommen ernsthaft und glaubwürdig.

„Aber nein —“ Lotte lachte. „Ist das möglich?“

„Ja.“ Und er nickte eifrig.

„Wann denn?“
„Eben jetzt, als Sie hier standen und sich über die Weinranken beugten, mit einer so wehmütigen Miene, als nähmen Sie Abschied vom Sommer.“

„Das that ich auch.“
„Sie sind doch zuweilen romantisch, Fräulein Lotte.“

„Ach —“ Sie wußte nichts andres zu sagen, denn keine Art war ihr so fremd. Das war nicht so recht der gewöhnliche ironische Ton, der zwischen ihnen zu herrschen pflegte, und es lag eine unbewusste Huldigung in dem ernst forschenden Blicke, den er auf sie heftete.

Er schwieg auch. Es hatte beinahe den Anschein, als wären sie beide etwas verlegen.

„Sehen Sie, ich wußte es,“ sagte sie schließlich mit einem gewissen Verstand zur Kofetterie, „die Blätter hier waren es, die mich romantisch machten.“

„Die? Nein, die scheuchten eben alles fort, als Sie sie zu Gesicht nahmen, und darum konnte ich auch nicht still sein.“

Sie bemühte sich, irgend eine spitzige Antwort zu finden, aber es gelang ihr nicht. Sie wendete sich ab. Sie pflegte sonst nie befangen zu sein; aber jetzt stand sie für einen Augenblick sprachlos da. Er wendete kein Auge von ihr.

„Ja, aber sie kleiden mich doch,“ sagte sie eigeninnig und hielt lächelnd das Bouquet an ihre Schulter.

„Nein, hol mich der Teufel —“

Er hielt inne. Aber das halb verschluckte derbe Wort war mit so viel Aufrichtigkeit gesprochen, daß Lotte in Lachen ausbrach.

„Sie sollen sich doch nicht wie eine alte Frau ausstaffieren, wenn Sie lieblich aussehen können, sondern es auch sein. — Denn das glaube ich,“ fügte er mit einer Miene hinzu, als hätte er ein Geheimnis entdeckt.

„Glauben Sie?“
Lotte konnte unmöglich wieder in ihren alten, scherzhaft-spöttischen Ton hineinkommen. Ja nicht einmal ihm gerade ins Gesicht sehen konnte sie.

Sie kam sich selbst wie ein einfältiges Backfischchen vor, aber dennoch jubelte etwas in ihr. Es lag ein eigentümlicher Reiz in der Art, wie er sie behandelte. Sie fühlte, daß sie nicht als die kokette Salondame hier stand, sondern als ein gewöhnliches, junges Mädchen. Und es war etwas so erfrischend Schönes und Neues in diesem Gesicht.

Plötzlich klapperte es drinnen im Speisezimmer. Es war das Dienstmädchen, das mit einem Tablett Porzellan hereinkam, und Lotte schreckte zusammen, als wäre sie überrumpelt worden.

„Gerrgott! Ich habe ja noch kein einziges Champion abgenommen.“

Winther sprang herab, nachdem seine angebotene Hilfe abgelehnt worden war, reichte ihr die Hand zur Gutenacht, und sie mußte sich weit hinabbeugen, um ihm die ihre geben zu können. Es war ihr, als behielte er sie sehr viel länger als nötig.

Als sie alle Champions abgenommen hatte und durch den Korridor ging, um sie wegzuräumen, traf sie ihre Mutter.

Unwillkürlich schlang sie die Arme um sie, und unter warmen Küssen bat sie um Verzeihung wegen ihrer Unfreundlichkeit. Sie durfte ihr nicht böse sein. Sie wußte nicht, wie lieb Lotte ihre einzige, kleine Mama hatte. Und sie ruhte nicht eher, als bis sie ein frohes, vergnügtes Lächeln auf das alte Gesicht gezaubert hatte.

In dem gemeinsamen Zimmer der Mädchen war es still. Emma lag schon im Bett und schlummerte, als die Thüre geöffnet wurde. Schlaftrunken, wie sie war, vermochte sie nicht einmal die Augen zu öffnen, während Lotte in dem Raum auf- und abging.

Aber plötzlich erwachte sie. Die Schwester hatte sich zu ihr auf die Bettkante gesetzt und neigte sich mit einem ungewöhnlich zärtlichen Gesichtsausdruck über sie. Dann blickte Lotte sich hastig und küßte sie.

„Du darfst nicht glauben, daß ich teilnahmslos und kalt bin, Emma. Ich weiß nicht, was mir heute war. Aber mache dir nichts daraus. Ich versichere dir, ich bin sehr froh darüber, daß du glücklich bist. Das ist die Wahrheit, meine geliebte, kleine Maus! Ich bin so froh, so froh...“

Sie schmiegte sich aneinander, und die kleine Emma weinte vor Freude. Sie hatte sich sehr nach der Freundlichkeit der Schwester gesehnt. Und nun sah sie ihr an, daß sie es ehrlich meinte.

Lotte war wirklich froh. Als die am Wegestrand Verlassene konnte sie sich nicht über fremdes Glück freuen. Aber jetzt konnte sie es! Denn sie hatte gefühlt, daß sie noch mit war. Noch war sie nicht alt. Noch lag sie nicht am Wegestrand.



Unsre Glacéhandschuhe.

Von Fritz Huth.

Nachdruck verboten.

Alle Dinge, die uns beständig umgeben, pflegen wir mit gleichgültigem Auge zu betrachten, insbesondere alle jene kleinen Gebrauchsgegenstände, die wir selbst täglich benutzen und die uns durch die Macht der Gewohnheit fast unentbehrlich geworden sind. Wir wenden unser lebhaftes Interesse mit Vorliebe dem Neuen und Unbekannten zu, obwohl wir mit den alltäglichen Dingen, die im Grunde nicht minder unsere Beachtung verdienen, im allgemeinen so wenig vertraut sind, daß wir oft nicht einmal wissen, aus welchem Material sie geschaffen, geschweige denn in welcher Weise sie entstanden sind.

Unter zehn Gebildeten werden uns neun über die Beschaffenheit einer elektrischen Batterie, aber vielleicht nicht ein einziger über die Konstruktion eines einfachen Zimmerofens Auskunft geben können. Weit eher ist noch das Volk, das mit den Kreisen der Handwerker und Arbeiter in engerer Beziehung steht, mit derartigen Dingen vertraut.

Man sollte meinen, daß jeder Gebildete wenigstens über die Herstellung der Kleidungsstücke, mit denen wir uns, schon um der lieben Eitelkeit willen, mehr als mit andern Gegenständen des täglichen Gebrauchs zu beschäftigen pflegen, im wesentlichen unterrichtet sei; doch auch das ist durchaus nicht der Fall. Erst der Rehte wird vielleicht sagen können, wie der Rock, der Hut oder die Stiefel, die er trägt, entstanden sind. Es mag sein, daß wir uns in dieser Hinsicht täuschen; doch möchten wir mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß unter den Hunderttausenden, die den Glacéhandschuh für einen unentbehrlichen Bestandteil ihrer Toilette ansehen, die wenigsten über die Entstehung dieses kleinen Bekleidungsstückes Auskunft zu geben vermögen.

Die Handschuhfabrikation nimmt in der Industrie der feinen Lederarbeiten die erste Stelle ein. Frankreich ist die Heimat dieser Industrie, und die Stadt Grenoble, die man als die Wiege des feinen Glacéhandschuhes bezeichnen könnte, noch heute ein Hauptfabrikort dieses Artikels. Durch französische Emigranten wurde die Fabrikation vor etwa zweihundert Jahren nach Deutschland, insbesondere nach Magdeburg, Halberstadt und Erlangen verpflanzt. Von Bedeutung für diese Industrie sind heute ferner die Städte Wien und Prag, in denen sich die Fabrikation für den ausgedehnten Export nach Rumänien, Serbien, Bulgarien und der Türkei konzentriert, sowie Berlin, Dresden, Altenburg und Arnstadt in Thüringen. Frankreich beschäftigt allein an 70 000 Arbeiter, welche jährlich ungefähr 24 Millionen Paar Handschuhe im Werte von 80 Millionen Franken herstellen, und zwar repräsentieren die jährlich in Grenoble und Umgegend angefertigten Handschuhe allein den Wert von 35 bis 36 Millionen Franken. Von der Bedeutung dieser Industrie für jene arme Alpengegend vermag man sich erst einen Begriff zu machen, wenn man erfährt, daß 4000 Männer und 2100 Frauen und Mädchen in einem Umkreis von nur 60 Kilometern um Grenoble lediglich durch Handschuhfabrikation ihr gutes Auskommen finden.

So einfach die Herstellung eines Handschuhes an und für sich erscheint, da es sich ja im wesentlichen nur um das Zuschneiden und Zusammennähen der Lederstücke handelt, so schwierig ist doch die Bearbeitung des Materials. Es verlangt eine so große Sorgfalt, daß die Fachleute unermüdet ihren Fleiß und ihr Studium auf die Vervollkommnung der Technik richten. Dies erhellt schon daraus, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts mehr als achtzig verschiedene neue Maschinen, Werkzeuge, Fabrikationsverfahren auf diesem Gebiet patentiert wurden, darunter u. a. ein genaues Maß- und Nummeriersystem, wodurch im Schnitt und Sitz des Handschuhes eine große Genauigkeit erreicht wird.

Indessen haben doch nur wenige der neuen Maschinen und Vorrichtungen eine größere Verbreitung gefunden, und auch in Grenoble, dem Ursitz dieser Industrie, wiegt die Handarbeit vor. Denn die dem Nähen der Handschuhe vorausgehenden Arbeiten sind derart, daß sie auch durch die vollkommenste Maschine nicht mit der Sicherheit und Sorgfalt ausgeführt werden können wie durch Menschenhand.

Zur Verwendung kommen Ziegen- und Lammfelle, und zwar werden für die feinsten, zartesten Glacéhandschuhe, wie sie insbesondere Frankreich liefert, die geschmeidigen Felle der

Jungziegen verwendet. An der Lieferung sind fast alle Länder Europas beteiligt, aber auch diese vermögen den ungeheuren Bedarf nicht zu decken, sodaß auch aus überseeischen Ländern viel Tausend Felle alljährlich eingeführt werden.

Das brauchbare Fell eines jungen Tieres liefert im allgemeinen das Material für nur vier Stück Handschuhe. Grenoble fertigte allein im Jahr 1892 1 200 000 Duzend an, zu deren Herstellung nicht weniger als 7 200 000 Felle erforderlich waren, eine Quantität, die Frankreich allein gar nicht imstande wäre zu erzeugen.

Die Zubereitung der Felle erfolgt in meist selbständig betriebenen Weißgerbereien, die u. a. in Berlin zu besonderer Blüte gelangt sind. In diesen Gerbereien werden die Felle von allen Haaren und allen unreinen und schädlichen Bestandteilen befreit und weich und dehnbar gemacht, damit sie sich den mannigfachen Formen der Hände leicht anpassen. Bei der großen Verschiedenheit der Hände ist es auch dem geschicktesten Arbeiter nicht möglich, schon durch systematisches Zuschneiden der Lederstücke alle Besonderheiten der Menschenhand zu berücksichtigen.

Die gegerbten Felle werden hierauf von besonders erfahrenen Arbeitern nach Form, Feinheit und Dehnbarkeit geprüft und je nach ihrer Beschaffenheit für ihre weitere Behandlung, insbesondere mit Rücksicht auf die vorzunehmende Färbung, sortiert. Ein fleckiges und minderwertiges Leder ist nämlich nicht allein zur Herstellung feinerer Handschuhe, sondern auch für alle helleren Farbensorten ungeeignet.

Sind die Felle den Färbepottichen entnommen, gewaschen und getrocknet, so werden sie von neuem sortiert, wobei alle etwa noch mit kleinen Fehlern behafteten ausgeschieden und zur Herstellung der sogenannten schwedischen Handschuhe verwandt werden. Diese unterscheiden sich von den Glacéhandschuhen lediglich dadurch, daß sie nicht die glatte, sondern ihre rauhe Seite (Fleischseite) nach außen kehren.

Nach dem Färben beginnt das „Dolieren“ der Felle, d. h. sie werden mit ihrer glatten Fläche auf einer Marmorplatte ausgebreitet und alle Unebenheiten, Knoten, Verdickungen u. s. w. mit einer breiten und sehr scharfen Klinge weggeschnitten oder abgehakt, bis ein völlig gleichmäßig dünnes und glattes Leder von möglichster Feinheit und Elastizität zurückbleibt. Diese Arbeit verlangt gleichfalls geschickte und wohlgeschulte Leute; denn durch einen einzigen ungeschickten Handgriff kann leicht ein ganzes, wertvolles Fell verdorben werden.

Nach dem Dolieren wird das Leder in Streifen von reichlich doppelter Handbreite geschnitten und die einzelnen Stücke „Etablions“ genannt, in der Längsrichtung möglichst weit ausgereckt, während dies in der Breitenrichtung mit Rücksicht auf die spätere Dehnbarkeit des Leders unterbleibt.

Dieser Manipulation folgt das Zuschneiden, das früher stets mit der Handschere nach vorgezeichneten Umrißen geschah. Um die Mühe des Zeichnens zu ersparen, kamen dann Blechpatronen in Gebrauch, die durch Eindringen in das weiche Leder die Umrisse sichtbar machten. Diese einfache Vorrichtung findet in kleinen Werkstätten noch heute Verwendung, während in allen größeren Fabriken das Zuschneiden des Leders durch das sogenannte Ausschlagelisen erfolgt, das die Vorzeichnung ganz entbehrlich macht und fünf- bis zwanzigmal mehr leistet als ein Arbeiter mit der Handschere.

Dieser Apparat besteht aus einem Brett, auf dem scharfe stählerne Schneiden derart angeordnet und befestigt sind, daß sie die Umrisse des Zuschnitts einschließlich der Konturen für das Daumenloch oder des separat herzufeststellenden Daumenstückes bilden. Für jede Größennummer ist natürlich ein besonderes „Zach“ erforderlich, sodaß der Apparat ziemlich umfangreich und kostspielig wird und daher für Fabriken mit kleinem Umsatz nicht geeignet ist.

Es werden nun je vier bis sechs Etablions aus das Zach gebracht, durch eine besondere Presse auf die Schneiden gedrückt und auf diese Weise gleichzeitig und völlig korrekt aus- geschnitten.

Das Zusammennähen der so hergestellten Ober- und Unterseite und Daumenstücke erfolgt unter Verwendung von Seide häufig durch kleine, feinreich konstruierte Nähmaschinen, die in größeren Fabriken mit Dampf betrieben werden und der Arbeiterin ermüdet, sämtliche Nähte und Ziermuster, die irgend zur Fertigstellung der Handschuhe jeder Qualität erforderlich sind, auszuführen. Extrafeine Stücke, die eine ganz besondere Sorgfalt verlangen, werden jedoch meist mit der Hand genäht, und zwar bedient man sich zu diesem Zweck einer kleinen Hilfs- vorrichtung, die den empfindlichen Stoff festhält, ihn vor zu häufiger Berührung mit fetten oder schweißigen Händen schützt und zugleich die Ausführung völlig gleichmäßiger Stiche ermöglicht. Es ist dies eine breite, auf einem kleinen Tischchen befestigte Zange, deren Backen durch eine Feder fest geschlossen werden, jedoch zum Einschleiben des Leders durch ein Trittbrett mit Zugsnur geöffnet werden können. Die Backen, über die das Lederstück so weit hinaustritt, wie zur Bildung der Naht erforderlich, sind fein gezähnt.

Die Näherin durchdringt das Leder stets zwischen zwei Zähnen, wodurch die Naht ein völlig gleichförmiges Ansehen erhält. Das Nacharbeiten oder „Dressieren“ der genähten Handschuhe besteht im Geradziehen der einzelnen Teile, im Niederlegen der Nähte und im Pressen der Handschuhe, die zu diesem Zweck zuvor in feuchte Tücher geschlagen werden.

Nach allen diesen Manipulationen werden die Handschuhe nochmals sortiert, dann nach Qualität und Größe mit Nummern und mit dem Stempel des Geschäftshauses, in dessen Auftrag sie angefertigt sind, versehen und zum Versand verpackt.

Man muß zugeben, daß bei dieser Sorgfalt und un- ständlichen Arbeitsleistung der Durchschnittspreis guter Glacé- handschuhe ziemlich gering ist, ja es ist fast nicht erklärlich, wie Grenoble das ganze Duzend zu 16 Franken in den Handel bringen kann; allerdings ist dies die geringste Qualität, wäh- rend die besseren Sorten dort einen Preis von 30 bis 60 Franken für das Duzend erzielen.

Es wäre interessant festzustellen, wie viel Tausende von Menschen allein in Europa die Fabrikation der Handschuhe, dieses kleinen, heute aber unentbehrlichen Luxusartikels, ernährt, insbesondere wenn man die Weißgerberei und alle sonstigen Vorarbeiten mit in Betracht zieht. Den wichtigsten Teil der Fabrikation bildet aber doch die Näharbeit, welche vielen tausend Frauen und Mädchen in aller Herren Länder eine mit gutem Verdienst verbundene Beschäftigung gewährt.

Zwei Bühnenkünstlerinnen.

Nachdruck verboten.

Neben den beiden hervorragenden deutschen Schauspielerinnen, der großen Iphigendardstellerin Agnes Sorna und der langjährigen Zierde des Hofburgtheaters Charlotte Wolter, sind heute durch ihre große Schauspielkunst am meisten gefeiert und gefeiert die Italienerin Eleonore Duse und die Französin Sarah Bernhardt. Wie sich die beiden letztgenannten schon äußerlich auf den ersten Blick unterscheiden, so auch in ihrer Kunst. Die eine, die schlichte Natürlichkeit selbst, ist die Vertreterin der modernen Kunst, die vollständigste Verkörperung der neuen, realistischen Schule, durch deren ganzes Gebiet ein flammender Zug geht: stärkste Einwirkung des Innern auf das Äußere! Die andre zählt in der Welt des Scheins als die glänzendste Vertreterin der alten Schule. Die eine weiß ihre ganze Persönlichkeit zu verleugnen, um nur die Gestalt des Dichters mit tiefinnerlichster Wahrheit zu verkörpern; die andre kann nicht aus sich heraus. Die Duse ist die überzeugendste Darstellerin; Sarah Bernhardt die am meisten frapierende und bezaubernde.

1. Eleonore Duse.

Es giebt Familien, in denen sich durch eine ganze Reihe von Geschlechtern bestimmte künstlerische Fertigkeiten forterben. Hebt sich eine geniale Persönlichkeit im Besitz solcher gefestigter Erbschaft aus der Mitte der Familie besonders hervor, so wird sie in ihrer Kunst in der Regel einen Höhepunkt bezeichnen. Die Geschichte aller Künste weist hierfür Beispiele auf.

Eleonore Duse, im Herbst 1859 in Vigebani geboren, stammt aus einer alten Schauspielerfamilie. Sie ist ein Theaterkind, wie man zu sagen pflegt. Was andre jahrelang erringen müssen, um volle Sicherheit in ihrem Handwerk zu erlangen, das eignete sie sich fast mühelos, wie unbewußt, an. Das kann nun bei leichten Naturen zu handwerksmäßiger Schablone, zu flacher Routine verführen. Hier setzt aber die seltsam schwere, ja schwermütige und tiefgründige Künstlerseele von Frau Duse ein. War sie frühzeitig schon Herrin über die technischen Mittel dramatischer Darstellung, um so brennender wurde der Eifer ihres heißen Temperaments, sich von innen heraus mit aller persönlichen Kraft und Fähigkeit in die Gestalten einzulernen, die für sie in Wahrheit auf der Bühne zu handelnden und leidenden Menschenkindern wurden.

Schon in der äußeren Erscheinung der Frau Duse prägt sich das tiefe, innere Ringen einer schweren Künstlerseele aus. Es giebt keine Photographie von ihr, auf der der Kopf nicht den Ausdruck einer Mater dolorosa, einer Schmerzmutter, trüge. Ein weiblicher Charakterkopf, der nicht etwa sagt: hier steht der Typus einer Theaterdame vor dir. Nein, aus diesen Zügen sieht dir ein bedeutender Mensch entgegen. Die immerwährende seelische Arbeit hat dies Antlitz gemodelt, daß es so empfänglich wurde für alle Regungen des menschlichen Gemütes, für die blitzschnell jagenden Affekte, für das Auflockern jähnen Schmerzes, wie für den Jubel plötzlichen Glücksgefühls; und diese Affekte heben sich stets ab von dem Grunde einer sinnenden Künstlernatur, die gern in schwerem nachhallenden, tragischen Akkorden schwebt. Das schafft die merkwürdigsten, tiefsten Wirkungen der Duse; selbst bei Gestalten, wie Iphigens Nora ist. Noch hat Nora mit ihren Kleinen gesehrt, noch spielt das heitere Kinderlächeln um ihren Mund. Aber rasch wird Nora von der bitteren Schwere des Lebens erfaßt; vorübergehends ist das glückliche Lachen, wie ein flüchtiger Traum verweht; und übrig geblieben ist tragische Melancholie, die sich bis zu jener verzweifeltten Energie verdichtet, in der Nora das Haus des Vaters verläßt.

Diese Fähigkeit, den feinsten, wandelbaren Gefühlsmomenten wie im Nu zu folgen, die Illusion hervorzubringen, als sei eben vor dem Zuschauer ein Stück improvisierten Lebens vorübergerauscht, hatte uns so sehr im Bann gehalten, als Frau Duse zum erstenmal nach Berlin kam. Hier fand man verwirrt, wonach man sehnsüchtig gestrebt hatte: durchaus intime, moderne Kunst. Der virtuosenhafte Grundsatz, sich selbst vor allem in Szene zu setzen, mit kühlem Raffinement „vor dem Spiegel“ studiert zu haben — eine Kunst, die Sarah Bernhardt zur Vollendung brachte — schien fallen gelassen zu sein. Es war, als wäre alles, was auf der Bühne geschieht, Eingebung des Moments. Vielleicht führte die Not Frau Duse ein wenig zu dieser echt modernen Tugend. Ihr Organ ist nicht so mächtig und klangvoll, wie das der Heroinnen vom Schlage der Bernhardt. Frau Duse durfte keine tragischen Selbstenarien singen. Weil sie so zur Bescheidenheit gezwungen

war, kam sie der Bescheidenheit der Natur um so näher. Der Mensch von heute tobt nicht in ungebändigter Kraft, wenn er leidet. Gedämpfter, leiser vibrieren die Aeußerungen seines Schmerzes, seiner Leidenschaft. Und daß in den gedämpfteren Tönen des heutigen Kulturmenschen dennoch Schmerz und Leidenschaft mit alter, ewig gleicher Macht im Spiel der Duse erschüttern, das macht die Meisterschaft und die Modernität dieser großen Schauspielerin aus.

Frau Duse verzichtet nun durchaus nicht völlig auf äußerliches Arrangement. Sie macht die Virtuosen-Eigenschaft nur nicht zur Hauptsache. Auch sie schenkt der Toilette, wie sie zur Situation paßt, Aufmerksamkeit; nur wird sie ihr nicht Selbstzweck, raffiniertes Studium. Sie bevorzugt auch hierin die diskreteren, bescheideneren Töne. Nie will sie blenden. Ist die Scene freudiger oder leidvoller Stimmungen voll, so wählt auch sie hellere oder dunklere Gewänder, aber nie in aufdringlicher Form; mit den Grundtönen schwarz und weiß. Nie soll man die Absicht merken.

Frau Duse ist in den letzten Jahren öfter auf deutschen Bühnen als willkommener Gast eingekehrt. Ihre Kunst war keine trügerische Erscheinung. Nie giebt sie ein Bild, immer die Wirklichkeit; sie ist stets sie selbst, ganz unbeeinflusst von jeglichem Vorbild — das ist ihr Reiz; sie lebt jedesmal ihre Rolle! Weint sie, so rinnen ihr wirklich die Thränen über die Wangen, und sie kann erlassen und erröten, als ob sie den Strom des Blutes in ihrer Gewalt hätte. Nichts mit Dressur, wenn man will, mit vollendetster Dressur, hat ihr Spiel ge-



Eleonore Duse.

Otto Meyer in Dresden phot.



Sarah Bernhardt.

Reutlinger in Paris phot.

mein. Selbst in Gestalten, die sie unzähligmals gespielt hat, wie in der Kameliendame, ist es nicht, als wäre alles bis aufs F-Füßchen geordnet. Die Künstlerin ist stets wie neu bewegt und darum neu bewegend.

L. S.

2. Sarah Bernhardt.

Bis an ihr Lebensende wird sie die ganze Welt, und was noch viel bedeutungsschwerer ist, die blasierten, übersättigten Pariser in Staunen versetzen. Sie wird abwechselnd Rollen kreieren, Theater pachten, wahnwitzige Summen einnehmen und vergeuden, mit gezähmten Löwen und Schlangen spielen und in ihrem Sarge schlafen. Ist es ein Weib — ist es ein Sphinx oder eine Märchenprinzessin? Haben ihr gütige Götter ewige Jugend verliehen?

Sie hat mehr erlebt als hunderte ihres Geschlechtes zusammen; zehn Bände würden kaum ausreichen, ihr Leben zu erzählen, und obgleich sie beinahe 52 Jahre zählt, ist sie noch nicht müde geworden. Fast scheint sie nur noch aus großen, faszinierenden Augen und überreizten Nerven zu bestehen, und doch ist diese unergiebliche Schaffenskraft, diese überraschende Lebensfülle nicht erschöpft; noch ist ihre Künstlerkraft nicht im Abnehmen begriffen. Noch immer spielt sie die jugendlichen Heldinnen, mit denen sie vor langen Jahren in dem Hause, das die Manen Molières umschweben, Triumphe feierte. Ihre früh begonnene theatrale Laufbahn war ein ununterbrochener Siegeszug. Vom Konservatorium preisgekrönt, ward sie bald „Pensionnaire“ des Odéon und nach dieser Vorstufe der hohen Tragödie „Sociétaire“ der Comédie française.

Dennoch genügte es ihrer ewig nach Abwechslung dürstenden Künstlerseele nicht, der erklärte Liebhaber des verwöhnten Pariser Publikums zu sein. Im Jahr 1880 machte sie sich auf, um ihre „Silberstimme“ in allen Ländern der civilisierten, und auch zum Teil uncivilisierten Welt ertönen zu lassen. Zweimal unternahm sie eine solche „Tournée“, und in der Zwischenzeit ruhte sie sich in Paris aus, indem sie zweihundertmal Cardous Theodora spielte. Nun schien sie in Paris anfangs sehr in Ungnade gefallen zu sein. Man begann, was bisher noch nie vorgekommen, ihr Spiel und sogar „la voix d'argent“ zu bekräfteln. Sie hatte sich allerdings den Dankes und andern

„Barbaren“ zuliebe einige starke Uebertreibungen angewöhnt; sie sparte abichtlich ihre Kräfte für die Effekticenen auf, und schleppte sich bei ruhiger Handlung müde und gleichgültig auf der Bühne umher. Doch die französische Kritik schonte nicht, und Sarah nahm ihre Kraft zusammen — bald faszinierte sie wie früher. Inzwischen rollte ihr das Gold durch die Finger — aber, wie gewonnen, so zerronnen. Gewinnsucht und unermüdlicher Thatendrang veranlaßten sie, im Jahre 1890 das reizende Théâtre de la Renaissance, eines der elegantesten Boulevardtheater, in der Nähe der porte St. Martin gelegen, zu pachten. Dort bewährt sie sich als vorzügliche Regisseurin und beglückt die Pariser fast alljährlich mit einem neuen Kostüm- und Sensationsstück, das zumeist aus der Feder Victorien Sardous, des Effekt dramen-Schreibers par excellence, hervorgeht. Sardou hat die äußersten Grenzen von Sarah Bernhardt's Talent wie kein zweiter Dramatiker erkannt und schafft ihr Stücke, in denen sie fast Uebermenschliches zu leisten hat und eine Pracht der Kostüme entfalten kann, die sie fast als Märchenprinzessin erscheinen läßt. Neuerdings hat sie den älteren Coquelin, den ungetreuen, einst vergötterten Charakterkomiker der Comédie française, für ihr Theater gewonnen.

Sarah Bernhardt drückt jeder Rolle das Gepräge ihrer ureigensten Persönlichkeit auf. So wäre sie vom heutigen realistischen Standpunkt aus als Künstlerin zu verurteilen. Nun aber ist diese Persönlichkeit so unendlich originell, so kompliziert, so überraschend wechselnd, daß dieser Widerspruch durchaus nicht störend empfunden wird. Auch sind fast alle Hauptrollen der französischen Dramatiker der Neuzeit ihrem Temperament vollkommen entsprechend, und die einzige klassische Rolle, die Phädra Racines, die sie mit Vorliebe spielt, ist nur dem Gewande nach antik, in Bezug auf Leidenschaftlichkeit aber so modern empfunden, daß sie Sarah Bernhardt auf den Leib geschrieben zu sein scheint.

Die Magda in Eudermann's „Heimat“ zu spielen, war allerdings ein vollkommener Mißgriff. Das Stück war mit liebevollem Versehen in deutsche Kleinstädterei einstudiert worden. Nichts hatte man veräumt, um das altmodische Heim und die starren Grundsätze bei Oberst Schwarzes dem Pariser Publikum nahe zu bringen. Da flattert ein seltsamer, exotischer Vogel herein, mit viel Geplapper, außerordentlich buntschillerndem Gefieder und so gut wie keiner Seele. Das war keine Spur von dem deutschen Singvogel, der aus seinem engen Käfig

entflogen war, seine Nahrung selbst finden lernte und nun, da man ihn wieder einsperren will, sich überall ans Gitter stößt. Diese Magda war als Tochter des deutschen Obersten unentbehrlich. Kein Mensch hat deshalb das Stück in Paris verstanden.

Am besten ist sie in dem Element, für das sie geschaffen: als Theodora, als Toska, als Kleopatra, Gismonda oder Fedora (Cardou), als Kameliendame (Dumas fils) und als Königin in „Les Rois“ von Jules Lemaitre. Ihre elegante Magerkeit, welche die unendliche Geschmeidigkeit ihrer Bewegungen durchaus nicht als störend empfinden läßt, ihr orientalisches Typus, ihre verlangenden Augen, ihr rotgoldenes Haar verleihen ihr etwas exotisch Seltsames. Man möchte sie in manchen Stellungen mit einem schönen Pantfer vergleichen. Sie vereint die sinnliche Salome, die träumerische Salammbô und die stolz gebietende Königin von Saba in einer Person. Und ihre Stimme ertönt als reiches, sich verführerisch einschmeichelndes Klängen und Singen. Sie singt den Alexandriner des klassischen Versdramas auf eine eigenartige Weise, sie singt bisweilen sogar die Prosa. Plötzlich in tragischen Momenten werden die Worte lebhaft, kurz hervorgehoben, sie steigern sich bis zum Naturworte der Leidenschaft oder Verzweiflung, der bis ins innerste Mark erschütterter. Bei ihrem erschütternden stummen Spiel durchbebt uns noch lange nachher ein dumpfes Schauern.

Im modernen Stück ist sie ganz das moderne Weib, dessen Wesen stets in nervöser, feberhafter Erregung glüht. Sie ist leidenschaftlich und feige, sanft und heftig, unschuldig und verderbt, excentrisch, rätselhaft, das ewig Unbekannte, das ewig Neue und das ewig Verführerische.

Selbst ihren modernen Toiletten verleiht sie ein eigenartiges Gepräge. Sie sind ihrer schlanken, biegsamen Gestalt wunderbar angepaßt und folgen jeder ihrer Bewegungen mit einer Anmut, die von keiner ihrer doch so graziosen, vor allem aber schöneren und jugendlicheren Pariser Kolleginnen erreicht wird.

Ja, sie ist ewig jung und schaffenslustig geblieben. In allen Künsten hat sie sich versucht, sogar einen Baustil geschaffen. Ueberall läßt sie sich bewundern; stets weiß sie die Pariser durch eine neue Excentricität, durch eine neue, aparte Liebhaberei zu überraschen.

A. B.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

➔ Siehe Seite 45—48. ➔

Karnevalskostüme.

(Hierzu Fig. 1-4.)

Mit dem Anlegen der Karnevalskostüme erfüllt sich wohl auch bei den meisten Menschen die Seele mit jener heiteren Ungebundenheit, die uns wie mit Zauber Schlag in völlig neue Verhältnisse hineinführt. Das gilt nicht nur von den historischen, sondern auch von den Phantasielkostümen, die noch immer eine bedeutende Rolle spielen, wenn auch jetzt die Maskenbälle von den Kostümbällen etwas zurückgedrängt erscheinen.

Wir bringen im nachstehenden einige Vorlagen für Kostüme in großer, historischer Treue und phantastischer Gestaltung. Fig. 1 zeigt das Kostüm einer jungen Schwedin. Der Rock aus schwarzem, starkwolligem Stoff ist mit farbigem Band besetzt und durch einen breiten, goldgestickten Sammetgürtel mit einer weißen Leinenbluse verbunden, die mit einer Stickerei von rotem und blauem Garn verziert ist. Die Bluse hat einen spitzen Ausschnitt und lange, mit Bündchen begrenzte Ärmel. Schwarze, dem Gürtel angefügte Bretellen aus Sammet sind vorn mit grolotartigen Metallornamenten geziert und ein paar Schnüre großer Bernsteinperlen schlingen sich um den Hals. Eine Schürze aus quergebrettem Wollstoff vervollständigt das Kostüm, und ein Mützchen aus schwarzem Plüsch mit weißem, am Rande sichtbarem Pelzfutter ziert den Kopf mit den starken, hellblonden Zöpfen.



Fig. 1.

Fig. 2.

hohen Kragen abschließende Bluse aus weißem Mull ist von einem golddurchwirkten Mieder, das vorn durch goldene Galons zusammengehalten wird, umspannt. Die letzteren sind dem Mieder durch goldene Kugelknöpfe angeschlossen. Das Bolerojäckchen aus Sammet, hinten mit aufsteigender Spitze, ist mit Goldgalons besetzt. Von den Schultern aus fallen breite Sammetteile über die Ärmel bis zu den Bündchen hinab. Den seitwärts und hinten plissierten Rock aus gelblichem Tuch, dem der glatte Vordertheil mit goldenen Knöpfen angeschlossen ist, schmücken zwei grüne Seidenbänder, von denen das obere mit bunten Blumen durchwirkt ist. Eine Schürze aus bedrucktem Taffet mit einer Franse besetzt, sowie ein faltig zusammengelegtes Tuch aus weißem Leinen, das nach der Vorlage auf dem Kopf zu ordnen ist, vervollständigen das Kostüm.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Neue Taillengarnituren und Ärmel.

(Hierzu Fig. 5-13.)

Mit den selbständigen Taillengarnituren wird es jeder Dame leicht, ein Kleid mehr oder weniger elegant zu gestalten. Eine auch für ältere Damen passende Garnitur ist die in Fig. 5, die zu einem spitz ausgeschnittenen, sowie zu einem hohen Kleide getragen werden kann. Im ersteren Falle ist der Ausschnitt mit krausem Tüll zu füllen. Die Garnitur besteht aus zwei übereinanderliegenden, breiten Steh-Umlegekragen mit Aufschlägen, von denen der untere aus weißer Seide, der obere aus schwarzem Sammet gearbeitet ist. Gefräuste Spitzen begrenzen den Ausschnitt.



Fig. 3.

Recht prächtig wirkt das Kostüm der Russin in Fig. 2, deren Rock aus roter Seide mit einem goldfarbenen, bestickten Band umrandet ist. Die Taille aus rotem Sammet schließt mit bretellenartigem Besatz aus besticktem Band einen reichgestickten Einsatz ein und bildet einen edigen Ausschnitt, den eine mit schmalen Band durchzogene Spitze begrenzt. Ein Gürtel mit goldener Agraffe in Form zweier Medaillons umspannt die Taille, der weiße, goldgestickte Ärmel eingefügt sind. Den Hals zieren Perlenketten, und ein Diadem aus rotem Sammet, mit Gold und Perlen besetzt, ruht auf dem Kopf, an dem das lange Haar in Zöpfe geflochten wird. Eine Watisschürze mit reicher Stickerei giebt dem Kostüm einen wirkungsvollen Abschluß.

Zierlich ist das Kostüm des Schmetterlings in Fig. 3. Die Bluse aus cremefarbener Seidengaze wird durch einen Miedergürtel aus schwarzem Sammet begrenzt und hat statt der Ärmel nur kurze, sehr tollige Frisuren. Um den Ansatz der Ärmel legen sich Rosenrüschen, von welchen sich die des rechten handtellerartig über die Brust bis zur linken Seite fortzieht und im Gürtel verschwindet, von dem hinten ein paar lange Seidenbänder herabflattern. Ueber einen weißseidenen, mit einer Rosenrüsche begrenzten Rock fällt ein zweiter aus plissierter, cremefarbener Seidengaze, was einen perlmutterartig schimmernden Glanz erzeugt. An den Seiten fallen vom Gürtel aus seidene Schärpenenden herab, die mit Schmetterlingen besetzt sind. Hinten ist ein, nach einem Pfauenauge gemaltes, Doppelflügelpaar aus Seide besetzt, und den Kopf ziert ein aus Plüsch einem Schmetterlingskopf nachgebildetes Mützchen, das mit glänzenden Perlen und Fühlhörnern ausgestattet ist.

Sehr malerisch wirkt das Kostüm der Sardinierin in Fig. 4. Die mit einem



Fig. 4.

Für Balltoiletten geeignet ist der Ärmel aus Tüll oder Gaze in Fig. 10. Er bildet einen Bausch, der von einer farbigen, mit einer flimmenden Straßrossette verzierten Schleife zusammengefaßt wird.

Fig. 11 zeigt den Ärmel eines Wollkleides, dessen kurzer, angeschnittener Bausch durch zwei Sammetbänder, die unter ihm in einer Schleife zusammentreffen, gleichsam abgegrenzt erscheint. Von der Schleife aus windet sich ein Sammetband in schräger Richtung um den Ärmel und endet am Handgelenk in einer kleinen Schleife.

Der Ärmel in Fig. 12 aus Wollstoff ist mit Rige geziert, die auf dem oberen Teil des Ärmels angebracht ist und am Handgelenk und an den Schultern dichte, kleine Schlingen bildet. Auch der untere Rand des Ärmels ist mit Schlingen umgeben.

Große Eleganz zeigt der kurze, krause Spitzenärmel in Fig. 13, dem ein gerader, ediger, mit Perlenstickerei umrandeter Teil aus Sammet aufliegt, der mit steifer Einlage versehen und mit weißer Seide unterfüttert ist. Darüber fällt ein gleicher, in Tütenfalten geordneter Teil, der seitlich schmal verläuft.

Bezugquelle: Paris, Maison de la Torchère, 145 rue de Rennes.

Dinertoilette.

(Hierzu Titelbild S. 37.)

Eine graziose und kleidsame Toilette aus hellblauem Atlas zeigt die Titelseite unserer Nummer. Der Rock ist ohne Garnitur, während die ausgeschnittene Taille vorn schräg übereinandertretend faltig arrangiert ist und von einem breiten, faltigen Gürtel umschlossen wird; dieser mit vorn größerer, hinten nur kleiner Schneppe wird seitwärts geschlossen. Der Taille liegt ein vorn spitz zusammentretendes Bolerojäckchen aus Spitze auf, das am Ausschnitt ringsum von einer scheinbar zurückgeschlagenen Spitze begrenzt ist, die auf den Schultern leichte Falten bildet. Die kurzen Ärmel bestehen aus einem eingekrauschten Spitzenvolant, über den sich eine in der Mitte geteilte Puffe legt; diese garniert wieder ein zweiter epaulettenartiger Teil.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.



Fig. 5-13.

Bücherschau.

„Die Vögel Europas“ von Fr. Arnob. 1. Bg. Stuttgart, C. Hoffmann (H. Weid). — Das Werk will Naturgeschichte und Lebensweise der Vögel Europas — in Freiheit und Gefangenschaft — bringen, außerdem eine Anleitung zur Aufzucht und Pflege, samt den Fang- und Jagdmethoden geben. Ornithologen, Vogel-freunden und Jagdliebhabern wird das Buch, von dem bisher das prächtig ausgestattete erste Heft vorliegt, sicherlich willkommen sein.

„Anatolische Reiseausflüge.“ Reisebilder von Frh. v. d. Goltz. Berlin, Schall u. Grund, 5 M. — Der Verfasser, der lange Zeit in türkischen Kriegsgebieten gestanden und vor nahezu einem Jahre wieder ins Vaterland zurückkehrte, hat der deutschen Kulturarbeit in Kleinasien besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und seine volkswirtschaftlichen Ansichten und Winke haben daher gerade in den gegenwärtigen Tagen, wo die orientalische Frage brennend geworden, ein aktuelles Interesse.

„Napoleons Feldzug in Russland.“ Von Faber du Faur. Leipzig, Schmidt u. Günther. — Der denkwürdige Feldzug erregt hier in der Schilderung eines Augenzeugen gesteigertes Interesse. Das Werk erscheint in Lieferungen (je 60 Pf.), von denen bisher das erste, gut ausgestattete Heft vorliegt.

„Der Schönheitsfehler des Weibes.“ Von Rudolf von Larijch. 2. Aufl. München, Jos. Albert. — Der Titel reizt. Die kleine, bloß 36 Seiten lange Abhandlung hat einen Wiener zum Verfasser und macht in Wien von sich reden. Der Autor versucht sachgemäß und ohne jede Parteilichkeit nachzuweisen, daß der Frauenkörper im Gegensatz zum männlichen anormal gebaut sei. Er läßt die Frauentrachten aller Zeiten Revue passieren und verfährt seine Ansicht mit viel Geist und großer Sachlichkeit. Die kleine Abhandlung ist interessant, und der ruhige, sachgemäße Ton, dessen sie sich befechtigt, macht die Lektüre angenehm.

„Unter Zigeunern“ und „Kismet.“ Romane von J. N. zur Megebe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, je 4 M. — Die vorliegenden Werke, mit denen ein jugendlicher Autor zum erstenmal vor ein weiteres Publikum tritt, berechtigen zu schönen Hoffnungen. Mit kühnen Strichen zeichnet Megebe in dem ersten genannten Buch eine Reihe packender Gesellschaftsbilder aus jenen Kreisen, die nicht jedem zugänglich sind und doch jeden interessieren. Die Handlung entfaltet sich zum Teil dramatisch bewegt; die Schilderungen — vom Rennplatz bis zum Café, vom Millionär bis zum darbenenden Schriftsteller — sind von großer Treue. In „Kismet“ wechseln die vielfarbigen, fesselnden Bilder kaleidoskopisch: in Berlin und Rom ist der Verfasser so gut zu Hause wie in Monte Carlo, und in das Sterbezimmer der deutschen Irrenanstalt schaut er mit demselben psychologischen Scharfblick wie auf die internationale Tafelrunde des Pastors und Pensionsherrn am Genfer See. Der talentvolle Autor hat mit Erfolg bei den Franzosen gelernt, ohne sich jedoch deshalb seiner Eigenart zu begeben.

„Sylbester von Geyer.“ Roman von Georg Freiherr v. Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Co. 2 Bde. 10 M. — Wieder erzählt der Verfasser aus dem ihm so vertrauten deutschen Offiziersleben. Den geborenen Offizier, dessen Ahnen Offiziere waren und der eben wieder nichts anderes sein kann und will, schildert er mit allen seinen Irrtümern und Niederlagen, mit allen seinen Ruhmesthaten und Siegen. Bis in die kleinste Einzelheit ist die fesselnde und ergreifende Handlung dem wirklichen Leben abgelauscht, und mit voller Lebenswahrheit sind die Gestalten des Romans geschildert.

„Italienische Lyrik seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart.“ Deutsch von Fritz Grundlach. Leipzig, 1 bis 4. Berlin, Alexander Duncker. — Bisher fehlte

es in Deutschland an einer Zusammenstellung der Dichtungen des Landes, wo unter dem Schatten des Lorbeers Poesie und Kunst zu höchster Blüte geblüht. Das Bestreben des bekannten Verlags, die Perlen der italienischen Lyrik in den bewährtesten deutschen Uebersetzungen namhafter Dichter, wie Schlegel, Geibel, Heyje, Schack, unserm Lesepublikum näher zu bringen, erscheint daher zeitgemäß und empfehlenswert.

„Ehardts Handarbeiten“ ist der Titel eines von Brigitte Hochfelden bei Franz Ehardt u. Co. in Berlin herausgegebenen Werkes, das in knapper, anschaulicher Weise den Lehrgang der bekannten Handarbeiten vermittelt. Ein breiter Raum ist dem Klöppeln und Nähen von Spitzen zuerteilt, ein noch breiterer der Strickarbeit, die seltamerweise in zwei völlig getrennten Abteilungen gegeben ist. Zahlreiche Abbildungen sind zur Erläuterung der Arbeiten in den Text gedruckt.

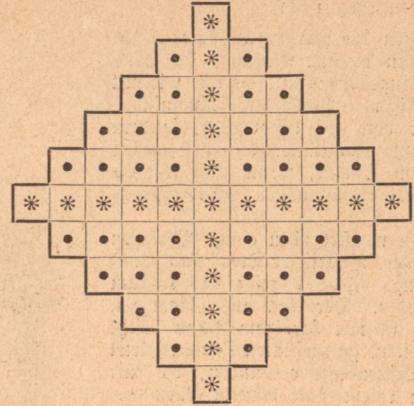
„Leitfaden für den Unterricht in der Krankenpflege“ von Dr. P. J. Eichhoff. Frankfurt a. M., J. Rosenheim. — Der vorliegende Leitfaden ist für den Unterricht des Pflegepersonals in Krankenhäusern bestimmt, berücksichtigt aber auch die Verhältnisse der Krankenpflege im Privathause und kann deshalb den Frauen und Mädchen, die eine Einsicht in das Wesen der Krankenpflege gewinnen wollen, zum Selbststudium empfohlen werden.

Neuerschienene Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

- Arnswaldt, Karl v. Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann.
- Bauer, J. E. Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797. 2 M. Innsbruck, A. Ebeling.
- Bibus, Ottilie. X-Strahlen. Gedichte. Dresden, C. Pierjon.
- Dur und Moll. Eine musikalische Monatschrift. Heft 1—3. Je 1 M. Leipzig, A. H. Payne.
- Dürow, Joachim von. Ahn und Enkel. Roman. Dresden und Leipzig, Karl Neisner.
- Eisenmann, Oskar. Schwarzwaldlieder. 2. Aufl. 1,20 M. Rassel, H. G. Fischer u. Co.
- Ernst, W. Wilh. Empor! Gedichte. 2 M. Hamburg, C. Klop.
- Fabre du Faur. Napoleons Feldzug in Russland von 1812. 1. Bg. 60 Pf. Leipzig, Schmidt und Günther.
- Fenchel. Die Zahnverderber und ihre Verhütung. Hamburg und Leipzig, Leopold Wolf.
- Fülle, Ely. Wie erhalte ich mich gesund, schön, jung? Dresden, Alexander Köpfer.
- Gensichen, Otto Franz. Das Heideröschlein von Seifenheim. 4,50 M. Berlin, Gebr. Paetel.
- Grotz, E. J. Deutsches Frauenleben. Ein Festspiel. Leipzig, Fr. W. Grunow.
- Heimburg, W. Gesammelte Romane und Novellen. Neue Folge. 1. Bg. 40 Pf. Leipzig, C. Reits Nachf.
- Hermann, Georg. Spieltünder. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co.
- Hübner, K. A. Sonatine. 4,50 M. Berlin, N. Simrod.
- Ilgenstein, Heinrich. Abendklängen. Zwei Novellen. Berlin, J. Caspar. Kajantie, die, und deren Verwendung. 2. vermehrte Aufl. Meran, F. W. Glöckner.
- Knaack, G. Holbein der jüngere. Künstlermonographie. Mit 151 Abbildungen. 3 M. Bielefeld, Velhagen u. Klasing.
- Kohn, S. Ein deutscher Handelsherr. Roman. — Alte und neue Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto. Zürich, Cäsar Schmidt.
- Mara Cop Marlet (Marie Edle von Verks). Vom Pariser Macadam. Novellen und Skizzen. 2,50 M. Dresden, C. Pierjon.
- Münz, Sigmund. Ferdinand Gregorowitsch und seine Briefe an Gräfin Ersilia Gaetani Lovatelli. Berlin, Gebr. Paetel.
- Novellenbibliothek der Illustrierten Zeitung. 19. Bd. Leipzig, J. J. Weber.

Diamanträtsel.



Die Sternchen und die Punkte der Figur sind durch je einen Buchstaben so zu ersetzen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

1. eine gefeierte Virtuosa,
2. einen Namen in dem Titel eines Trauerspiels von Shakespeare,
3. einen Alpenpaß,
4. eine Hauptrolle in Shakespeares „Othello“,
5. einen beliebten Komponisten unserer Zeit,
6. den Vornamen eines berühmten deutschen Dichters,
7. einen Gott der Römer,
8. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Lessing,
9. einen Gegner Luthers.

Komponisten unserer Zeit, 6. den Vornamen eines berühmten deutschen Dichters, 7. einen Gott der Römer, 8. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Lessing, 9. einen Gegner Luthers.

Scharade (dreifüßig).

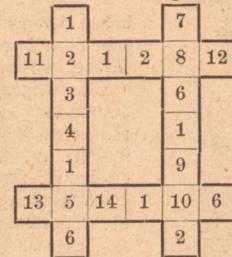
In tiefer Klust, in düstern Thalen
Driffst du das Erste jederzeit;
Doch nie beim Licht der Sonnenstrahlen;
Denn beide waren stets entzweit.

Gar oft begleitet dich das Zweite,
Strahlt helles Licht aus deinem Pfad;
Schnell aber flieht es deine Seite,
Wenn sich das Erste langsam naht.

Das Ganze blüht in unsern Auen,
Am Bergeshang an dunkler Trist;
Verlockend zwar die Beeren schauen,
Verberbend aber wirkt ihr Gift.

B. N.

Arithmogriph.



Werden die Zahlen durch die richtigen Buchstaben ersetzt, so nennt die oberste wagerechte Reihe eine der Personen in einer Oper von Wagner, die unterste wagerechte Reihe eine hervorragende Wagnerfängerin. Jede der beiden senkrechten Reihen nennt eine der Personen in je einem Musikdrama von Wagner.

Auflösung der dreifüßigen Scharade Seite 23. Erbarmen.

Auflösung des Wechselfrätsels Seite 23. Marella Sembrich.

Gras Magnet Barmen Barriere Birne Zeile Backen Erich.

Auflösung der französischen zweifüßigen Scharade Seite 23. Adieu (a, dien).

Der Insertionspreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. ö. W.
pro Nonpareille-Zeile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme
Rudolf Mosse, Berlin S.W.
und dessen Filialen.

Seide mit 25% Rabatt

auch meter- und robenweise an Private!

Leztjährige Dessins, Farben und Qualitäten
in: Seiden-Damasten, bedruckter Foulards,
Seide, glatter, gestreifter, kariert
„Henneberg-Seide“
z. porto- und steuerfrei ins Haus!
Muster umgehend.
Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich
(K. u. K. Hoflieferant.)

Schwarze Seidenstoffe

sowie weisse und farbige jeder Art zu wirkl. Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Haltbarkeit von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende von Anerkennungschriften. Muster franco. Doppelpostporto nach der Schweiz.
Adolf Grieder & Cie. Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Hoflieferanten.

Solide Seidenstoffe.

Engros, Export robenweise, Muster umgehend (zollfreie Spedition).
Spezialitäten für Ball-, Braut- und Gesellschaftstolletten, grösste Variationen in Neuheiten.
J. Spoerri, Zürich (ältestes Seidenhaus der Schweiz).

Gütermann & Co., Waldkirch-Gutach, Baden

Schappe-Nähseide-Fabriken.

Neueste

Aufmachungen:



Peloton-Seide



Reform-Seide



Ideal- u. Juno-Seide.

Papierspulen mit gemusterter Kreuzwicklung, Vervollkommnung für den Gebrauch der anerkannt besten Schappe-Nähseide, Knopflochseide und Maschinenseide, geschmackvoll, billig, leicht und praktisch, nur eine Qualität, — die beste, — auch in Strängen, auf Holzrollen, Kartchen etc.
Zu beziehen durch alle besseren einschlägigen Engros- und Detailgeschäfte.

Antiquitäten und Münzen
verkauft an diesbezügliche Liebhaber und Selbstkäufer **Felix Walter, Westend** bei Charlottenburg bei Berlin, Ahorn-Allee 33, Eingang: Platane-Allee 2.



Anerkannt vorzügliche Marke.
4 Qualitäten in Original-Packungen
3 Kronen 2 Kronen 1 Krone Haushalt
Mk. 2.80, Mk. 2.40, Mk. 2.—, Mk. 1.60
per 1/2 Kilo-Packung.
Überall käuflich.
Fabrikant: P. W. Gaedke, Hamburg.

Kakao-Verband-Compagnie
Theodor Reichardt, Halle a. S.

Unser deutscher Kakao ist 30 pCt. billiger als gleiche Qualitäten aus Holland.

Kostproben umsonst!

Achten Sie genau

beim Einkauf von Velours-Schuborde auf **Vorwerk's** unverwundliche Original-Qualität. Vielen Käuferinnen ist in Geschäften, in welchen das Markat des Erfinders ausging, unter der Marke „Vorwerk“ eine geringere Waare mit täuschend ähnlichem Etiquette, meistens nicht einmal billiger, verkauft worden, deren geringe Haltbarkeit sich beim Tragen sofort herausstellte. **Vorwerk's** Velourschuborde ist nicht zu verwechseln mit der vielfach angepriesenen Mundblüsch-Schuborde, welche aus der als unsolide bekannten Mundchenille hergestellt ist und sich deshalb schnell abnutzt. Die Original-Qualität ist fortan kenntlich an dem in kurzen Abständen auf die Borde deutlich aufgedruckten Namen „Vorwerk“. Verlangen Sie sowohl beim Einkauf im Laden als auch beim fertig bezogenen Kleide diesen Nachweis, und wenn derselbe, weil neu eingeführt, an allen Farben noch nicht vorhanden ist, so achten Sie darauf, daß unter allen Umständen bei der Vorwerk'schen Original-Waare am letzten Ende eines jedes Stückes ein rothes Siegel mit dem Namen „Vorwerk“ vorhanden sein muß. In gleicher Weise sind die unentbehrlichen Vorwerk'schen Gebrauchsartikel: Mundgewebe Kragen- und Gürtelreife, Nocturn und Gloria-Gaze (Stofffutter zum Aufstücken der Kleider) gekennzeichnet durch den Namen des Erfinders „Vorwerk“.

Schepeler's Thee

	per 1/2 Kilo	Bei franco Postsendung von 2 1/2 Kilo incl. Verpackung 1/2 Zone 2-5 Zone
Haushaltungs-Thee	2.50	12.75 13 —
Familien-Thee	3 —	15.25 15.50
Frühstücks-Thee	3.50	17.75 18 —
Gesellschafts-Thee	4 —	20 — 20 —
Club-Thee	4.50	22.50 22.50
Neotar-Thee	5 —	25 — 25 —
Five o'clock-tea	5.50	27.50 27.50
Non plus ultra	6.50	32.50 32.50
Karawanen-Thee	7 —	35 — 35 —
Kien-Long	10 —	50 — 50 —

GEORG SCHEPELER, THEE-IMPORT, FRANKFURT A. M.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Die städtischen Behörden in Berlin haben jüngst beschlossen, Frauen zur öffentlichen Armenpflege zuzulassen.

Eine Bibliothek der Frauenliteratur ist vom Verein „Frauenwohl“ in Berlin begründet worden und befindet sich Potsdamerstraße 39, im Hause des Viktoria-lyceums. Das Eintrittsgeld beträgt 10 Pf.; es können auch Bücher entliehen werden. Aus der Bibliothek des Viktoria-lyceums, die mehrere tausend Bände umfasst, werden gegen ein Jahresabonnement von 2 Mark wissenschaftliche Werke älterer und neuerer Zeit an Damen verliehen.

Frau Dr. jur. Emilie Kempin in Berlin hat neben ihrem englisch-amerikanischen Rechtsbureau (Unter den Linden 40) eine Konsultations-Praxis für Frauen eröffnet.

Die vom Staate subventionierten und beaufsichtigten Spitzen-Flüppelschulen in Sachsen haben an Ausdehnung zugenommen. Es bestehen nunmehr 27 solcher Schulen in Annaberg, Zwickau, Auerbach und Freiberg. Die Gesamtschülerinnenzahl betrug im letzten Berichtsjahr 1284. Der Arbeitsverdienst belief sich auf 28 675 Mark, der höchste Arbeitsverdienst der einzelnen Schülerin 114 Mark monatlich; die Gesamteinnahme der Schulen betrug 23 472 Mark.

In Warschau wurde Frau Dr. Elisabeth Dornarowicz als Hospitalärztin angestellt.

Zum Mitglied der Prüfungskommission wurde von der chirurgischen Abteilung der Universität Dublin eine Frau ernannt, Fel. Dr. Winifred Draxton. Sie hat in wenigen Jahren eine ausgedehnte, erfolgreiche Praxis erlangt.

Frau Dr. Vincenz Wartha, geb. Gräfin Wilma von Hugonay, ist die erste Dame, die an der Universität zu Budapest die medizinische Staatsprüfung bestanden hat.

In Rotterdam wurde eine Frau zum erstenmal in die Schulaufsichtsbehörde gewählt.

Brieflicher Unterricht wird in Schottland in ausgedehnter Weise von Frauen als Bildungsmittel benutzt. Das Unterrichten der St. George's Classes wurde von Miss Wair ins Leben gerufen und hat sich aus den bescheidensten Anfängen zu dem heutigen System entwickelt, das weit über die Grenzen des Landes hinausreicht. Es ergab sich nämlich, daß infolge des ausschließlichen Privatunterrichts, wie er in Großbritannien für die wohlhabenden Klassen üblich ist, die meisten Mädchen eine lückenhafte Bildung hatten und z. B. für die wichtigsten Elemente des Universitätsunterrichts unvorbereitet waren. In allen britischen Städten werden bekanntlich alljährlich Aufnahmeprüfungen für den Universitätsbesuch abgehalten.

In der englischen Armenpflege wurden zuerst im Jahre 1871 vier Damen probeweise angestellt. Sie bewährten sich als so tüchtig, daß bald alle Armenverwaltungen bemüht waren, Frauen zu Mitgliedern zu erhalten, besonders weil nachweislich große Ersparnisse in den Kosten durch sie erzielt wurden. Es sind jetzt mehr als 900 Armenpflegerinnen angestellt.

Weibliche Feuerwehr als wirksamen Teil der städtischen Feuerwehr besitzt das alte Städtchen Marazion in Cornwall. In dem Mädchenpensionat der Miss Tucker zu Southbourne hat sich gleichfalls aus Lehrerinnen und Schülerinnen eine freiwillige Feuerwehr gebildet.

Ein Frauenklub ist jüngst in Paris unter dem Namen Association féminine ins Leben getreten. Das Vereinslokal, zu dem Männer nicht zugelassen werden, ist in der Rue Duperré und enthält Konversations-, Les-, Arbeits-, Korrespondenzsäle u. s. w. Trotz seines kurzen Bestehens zählt der Frauenklub bereits 200 Mitglieder.

Madame B. Vincent, die bekannte Führerin der Frauenbewegung in Frankreich, widmete, seitdem sie sehr jung Witwe geworden, ihr Leben dem Studium der Frauenbewegung und der sozialen Reform. Vereint mit Maria Derajmes und André Léo begründete

sie die „société revendication“, welche später mit der Gesellschaft zur Verbesserung des Frauenlofes verschmolzen wurde. Im Jahre 1888 gründete sie die Gruppe „l'Egalité“ und nahm als deren Vorsitzende teil. In der Egalité ist sie unausgesetzt bemüht, folgendes Programm durchzuführen: Gleichstellung der Geschlechter vor dem Gesetz; Aufnahme weiblicher Schüler in alle den Männern zugänglichen Lehranstalten; Ausnahme der Frauen in die Gewerbe-gerichte; Stimmberechtigung in den Handelskammern; Beteiligung der Frauen im Rate der öffentlichen Armenpflege; Aufnahme der Frauen in die Aufsichtsböden der Hospitäler; Anstellung als Fabrikinspektorinnen; Reform der Ehegesetze. Die Aufnahme der Frauen in die öffentliche Armenpflege ist in Paris verwirklicht; die Schwester der Frau Vincent, ihre eifrige Mitarbeiterin, die verw. Frau Mauriceau, ist seit Januar 1896 Verwalterin des Bureaus der öffentlichen Armenpflege im 10. Arrondissement von Paris. Seit 1890 sammelt Frau Vincent



Mme. B. Vincent.

Bücher, Zeitschriften und Broschüren, die über die Frauenbewegung in den verschiedenen Ländern berichten, und aus dieser Sammlung ist nach und nach eine wertvolle Bibliothek der Frauenliteratur entstanden, die von der Gesellschaft Egalité verwaltet wird. Auch in der Friedensbewegung nimmt Frau Vincent eine leitende Stellung ein; sie ist von der Womens International Progressive Union in London zur Vizepräsidentin erwählt worden.

Totenjahre. In Buenos-Aires starb die ehemalige Primadonna der Berliner Oper, Frau Bianta Plans-Santa im Alter von 53 Jahren. In Wien die Oberhofmeisterin Gräfin Maria Goeß im Alter von 72 Jahren. In Graz die Schriftstellerin Marie von Stankiewicz, Tochter jener Fanny Caspers aus Mannheim, die Thoralwalsen Jugendliebe war und dessen Lebens- und Entwicklungsgang mächtig beeinflusste. Das von Luise Seidler gemalte Bildnis Fannys erbt das Thoralwalsen-Museum in Kopenhagen, das bereits die Korrespondenz Fanny Caspers mit Thoralwalsen besitzt. In Paris starb Frau Furtado-Heine, die Nichte des Dichters und Schwiegermutter des Fürsten von Monaco; die Verstorbene, bekannt wegen ihrer zahlreichen wohlthätigen Stiftungen, war Offizier der französischen Ehrenlegion.

Allerlei fürs Haus.

Wasserdichtmachen von Geweben. Die Wasserdichtigkeit von Geweben wird auf verschiedene Weise erzielt. Die meisten der bekannten Verfahren sind jedoch nur im großen unter Anwendung geeigneter Maschinen ausführbar. Für Hausfrauen ist es aber von großem Wert, die unter Umständen auch im kleinen ausführen zu können. Es mag daher folgendes, zuerst in der „Südd. Apothekerzeitung“ veröffentlichte Verfahren, mit dem sich in jedem Haushalt ein guter Erfolg erzielen läßt, unseren Leserinnen zugänglich gemacht werden. Vier Teile Kasein, d. i. von allen flüssigen Anteilen gut abgepresster Quark (auch „weißer Käse“ genannt), werden mit 30 Teilen Wasser zu einem Brei angerührt und diesem 1/10 Teil frisch gelöschter Kalk zugefügt. Diese Kalkmilchmischung wird mit einer Lösung von 2 Teilen neutraler Hausseife in 24 Teilen Wasser vermischt und dann das Gewebe hiermit getränkt. Nachdem die überflüssige Flüssigkeit ausgewunden, wird der Stoff in eine erwärmte zehnprozentige Lösung von essigsaurem Thonerde getaucht, die in jeder Apotheke oder Drogenhandlung zu haben ist, dann kurz durch reines, kochendes Wasser gezogen und getrocknet. Ein so behandeltes Gewebe ist in gewöhnlichem Sinne wasserdicht zu nennen, d. h. Regentropfen rinnen an ihm herunter und vermögen es auch in geräumiger Zeit nicht zu durchweichen; freilich ist nicht ausgeschlossen, daß sich mit Gewalt Wasser durchpressen läßt. H.

Pflanzenzucht unter farbigen Gläsern, um den Einfluß verschiedenfarbigen Lichtes auf die Pflanzen zu studieren, ist mehrfach versucht worden. Man hatte versichert, daß gewisse Gläser schädliches Licht abhielten und andre nur ungünstiges Licht einließen. Um diesen Zweifeln ein Ende zu machen, hat Herr Zacharewicz, Professor der Landwirtschaftsschule in Baucusse, nach Mitteilung des „Kosmos“ eine neue Versuchsschreib mit Erdbeerpflanzen angestellt und dabei folgende Ergebnisse erhalten: 1. die schönsten und frühesten Früchte wurden unter gewöhnlichen weißen Gläsern erzielt; 2. das sonst als besonders günstig gekannte Orangeglas erzeugte eine sehr üppige Blattbildung, aber auf Kosten der Menge, Größe und Frühreife der Früchte; 3. das violette Glas hat eine ziemlich große Anzahl von Früchten gezeitigt, aber sie blieben klein, von geringerer Güte und wurden später reif, als die unbedeckten; 4. die roten, blauen oder grünen Gläser erwiesen sich für die Pflanzen und ihr Wachstum als durchweg schädlich.

Briefkasten.

Baronin v. S. in Straßburg i. G. Frauenorden sind in städtischer Zahl vorhanden: der preussische Schwabenorden, von dem Markgrafen Friedrich II. gegründet; der von Friedrich Wilhelm III. 1814 gestiftete Luitpoldorden, der nach der Bestimmung des Stifter ohne Unterschied der Religion und des Standes an preussische Staatsangehörige für Krankenpflege und andre verdienstliche Handlungen im Krieg und Frieden verliehen wird; ferner der österreichische Sternkreuzorden; der portugiesische Damenorden der hl. Isabella; der spanische Isabella-Orden; der bayerische Theresia-Orden; der türkische Nischant-Scheferat; endlich noch ein weiblicher und persischer Frauenorden. Letzterer wurde die ersten Jahre hindurch (nach 1873) an alle Damen verliehen, die die dafür entfallenden Zagen bezahlen konnten. Die Zinnen bekannt sein wird, erhalten auch Frauen den Orden der französischen Ehrenlegion, um den sich neuerdings Sarah Bernhardt sehr bewirbt. Die Tiermalerin Rosa Bonheur ist sogar Offizier der Ehrenlegion.

M. in Dresden. G. v. B. wohnt in Berlin, Hofenzollnerstr. 9. Herrichten Blau zum unansehnlichen Grün — kann wieder rückgängig gemacht werden, wenn man die Steine in eine Lösung von Natriumcarbonat legt.

M. R. in F. Strohhüte macht man chemisch wie folgt. Man bereitet eine Lösung in 10 g unterchlorigsaurem Natrium in 75 g destilliertem Wasser mit Zusatz von 5 g Glycerin und 10 g Spiritus. Ferner löst man 2 g Citronensäure in 90 g destilliertem Wasser und 10 g Spiritus. (Apotheken und Drogenhandlungen werden beide Lösungen nach dieser Vorschrift gewiß gern fertigestellen.) Mittels eines Schwämmchens streicht man dann zunächst die erstere Flüssigkeit auf den Hut, sodann gleich darauf die zweite, und legt ihn 24 Stunden an einen feuchten Ort (am besten in den Keller). Dann streicht man mit der zweiten Flüssigkeit darüber, läßt ihn nochmals 24 Stunden liegen und plättet das Geflecht mit einer nicht zu heißen Plättglocke. — Ob das Verfahren auch bei Kammingen anwendbar ist, muß der Versuch lehren. Der chemische Vorgang ist ein Schwefelungsprozess auf nassem Wege. H.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Trochige Herzen

von W. Heimburg.

Dieser neueste Roman der beliebtesten Erzählerin eröffnet den Jahrgang 1897 der

Gartenlaube.

Abonnementspreis vierteljährlich 1 Mark 75 Pf.

Der neue Jahrgang wird ferner bringen:

- „Hildegard.“ Roman von Ernst Eckstein.
- „Onkel Zigeuner.“ Novelle von Marie Bernhardt.
- „Die Hansbrüder.“ Roman von Ernst Lenbach.
- „Caligula und Tito.“ Novelle v. H. Rosenthal-Bonin.
- „Unsere Frischhane.“ Erzählung von Charlotte Niese.
- „Unter der Linde.“ Novelle von Wilhelm Jensen.
- „Auf dem Kynast.“ Erzählung v. R. v. Gottschall u. a.
- Populär-wissensch. Beiträge hervorragender Gelehrten u. Schriftsteller.
- Künstlerische Illustrationen. — Ein- u. mehrfarbige Kunstbeilagen.

Die „Gartenlaube“ ist das beliebteste u. verbreitetste Familienblatt. Sie dringt weit über Deutschland hinaus überall hin, wo Deutsche wohnen.

Man abonniert auf die „Gartenlaube“ in Wochen-Nummern bei allen Buchhandlungen u. Postämtern für 1 M. 75 Pf. vierteljährlich. Durch die Buchhandlungen auch in Heften (jährlich 14) à 50 Pf. oder in Halbheften (jährlich 28) à 25 Pf. zu beziehen. Probenummern der „Gartenlaube“ sendet auf Verlangen gratis u. franco. Die Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Grosse Berliner Schneider-Akademie,

System Kuhn, seit 1880 im Rothen Schloss, befindet sich vom 1. September 1896 an in den mit allem Comfort der Neuzeit ausgestatteten Prachträumen des Hohenzollernhauses Berlin W., Leipziger Strasse 117/118. Prospekte gratis.

Jedes Stück trägt unsern Namen.



Rundplüsch-

Kleider-Schutzborde

ist der ausprobiert eleganteste und denkbar solideste Vorstoss für alle Damen-Kleider.

Nicht zu verwechseln

mit den bekannten Besenlitzen oder Velours-Schutzborden, giebt dieser Vorstoss dem Kleide einen naturgemässen, runden Abschluss, ähnlich wie ein Sammet-Paspoll — nur weitaus solider und leichter zu reinigen — und dient dem Kleidersaum nicht nur als grossartiger, unübertroffener Schutz gegen Verschleiss, sondern auch als eine höchst geschmackvolle Abschluss-Garnitur. Jede Dame braucht jährlich so oft Schutzborde, dass sich ihr ein Versuch mit unserer Rundplüsch-Kleider-Schutzborde reichlich lohnt, denn diese beweist ihre Vorzüge gegenüber jedem andern Artikel weit besser durch Thatsachen als durch Worte. Um keine minderwertigen Nachahmungen zu erhalten, lasse man sich vom Verkäufer grundsätzlich nichts anderes aufreden, sondern verlange im

eigensten Interesse unsere echte, vielseitig erprobte Waare, für die wir mit unserm Namen einstehen und welche deutlich mit unserer rechts unten stehenden Schutzmarke gekennzeichnet ist. Unsere Waare ist in jedem soliden Geschäft erhältlich, wo nicht, dann dienen die Fabrikanten

Mann & Schäfer, Barmen

gern mit Aufgabe geeigneter Bezugsquellen.

Zu schlank

Wenn Sie schon erscheinen wollen, dürfen Sie nicht sein. Gegen 20 A-Markte sendet Prospekt über seit Jahren bewährte und garantiert unschädliche Behandlung für Damen, welche eine gute Figur und schöne Formen zu erhalten wünschen, das chemische Laboratorium von L. Pietsch, Dresden-Blasewitz. Behändig erhalte ich die besten Atteste.

Berühmte Mischungen

Mk. 2.80 und 3.50 per Pfund.

Probepackete 60 und 80 Pfg.

Export in Transit.

Frankfurt a. M.

Grosse Betten 12 M.

Oberbett, Unterbett, zwei Kissen, mit 14 Pfund doppeltgereinigten neuen Federn, Oberbett 200 cm lang, 105 breit, Unterbett 200 cm lang, 100 breit.

Bessere Betten 2schläfrig Mk. 20, 28, 38 etc.

Pfund Mk. 0.55, 0.90, 1.15, 1.25, 1.75 etc.

Federn Daunen 3 Sch. 4.25 Mk. Vorrätig in vielen Apotheken. Nur acht mit Schutzmarke

Magazin A. Lubasch

Berlin, Kommandantenstr. 44/44a.

Verlang gegen Nachn. Verpackung gratis.

Eisenpulver

Dr. Derrnehl'sches.

Seit 30 Jahren rühmlich bekannt und beliebt.

Schachtel 1.50. Uebliche 3 Sch. 4.25 Mk. Vorrätig

in vielen Apotheken. Nur acht mit Schutzmarke

Hauptniederl. Königl. Pr. Apotheke zum weissen Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77. Kein Geheimmittel.

Ein Lebensretter

für Einzelne u. Familien war u. wird stets sein das „Merkbuch f. Kranke u. Gesunde“. Preis Mk. 3.50. Zu beziehen durch die Heilstätte Dornhof-Zuzgen, Aargau, Schweiz

Form A. „Sauber!“ Form B.



Salz-Strouer.

Vorzüge dieses Streuers sind:

Unbedingte Reinhaltung des Salzes etc.

Gleichmässige, angenehme Streuung.

Billiger Preis u. sparsamer Verbrauch.

Dauerhaft gearbeitet.

Zierde für jeden Tisch.

Für Gasthäuser unentbehrlich. — 2 —

Der Streuer „Sauber“ ist für Mk. 1.20 d. St. d. jed. bess. Haushaltungsw.-Gesch. zu beziehen, n. In- u. Ausl. gegen Einsendung von Mk. 1.30

Becker & Marxhausen, Cassel.

Thee-Meßmer



Blooker's
holländ. **CACAO**
unbedingt der feinste.

Catarrh. Husten

Emser Pastillen
gewonnen aus den Salzen der König Wilhelms Felsenquellen
BAD EMS
Die Administration der Felsenquellen
Heiserkeit Verschleimung

Jede Schachtel der aus den Salzen der König Wilhelms-Felsenquellen bereiteten echten Emser Pastillen ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets „Emser Pastillen mit Plombe!“

Garantiert Deutsches Kolonialprodukt.

KAMERUN KAKAO

Kamerun Kakao Gesellschaft, Hamburg.

Verkaufsstellen in allen grösseren Städten Deutschlands.



Kinder sollten nie

geistige Getränke, auch keine aufregenden, wie Thee, Kaffee erhalten. Namentlich der letztere ist wegen seines Giftgehaltes schädlich für Magen und Nerven. Ein vorzüglicher Ersatz für Bohnenkaffee, aber auch zugleich ein ausgezeichnete Zusatz zu demselben, der als solcher die gesundheitsschädliche Wirkung des Bohnenkaffees abschwächt, ist Kathreiner's Malzkaffee. Dieses Fabrikat, hergestellt aus eigenartig präpariertem Malze, das nach patentirtem Verfahren mit Extracten aus dem Fleische der Kaffee Frucht imprägnirt wird, und dadurch Geschmack und Aroma des Bohnenkaffees übernimmt, wird von Autoritäten der Wissenschaft als hygienisch wertvoll empfohlen.

Kathreiner's Malzkaffee kommt nur ächt in plombirten Packeten mit der Firma „Kathreiner's Malzkaffee-Fabriken“ in den Handel.

Das beste u. berühmteste
Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Verlag der „Wiener Mode“ — Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart.
Die Frau comme il faut.
(Die vollkommene Frau.)
Prächtig gebunden, über 500 Seiten stark. — Preis fl. 3.— = Mk. 5.—.
Ein unentbehrlicher, sicherer Rathgeber in allen Fragen höherer, gesellschaftlicher Pflichten.

Bäkelmuster-Album
der „Wiener Mode“.
In hochleganter Mappe gebunden.
Preis fl. 1.20 = Mk. 2.—.

Sammlung gehäkelter Spitzen
und Einfäse.
In hochleganter Mappe gebunden.
Preis fl. 1.20 = Mk. 2.—.

Album der Monogramme
für Kreuzstich.
Sechste Auflage. Preis fl. 1.50 = Mk. 2.50.
Vorzugspreis für Abonnentinnen der „Wiener Mode“ und für Schülerinnen fl. 1.— = Mk. 1.70.

Die Kunst der Goldstickerei.
Von Amalia von Saint-George,
Lehrerin an der k. k. Fachschule für Kunststickerei in Wien.
Mit 6 Tafeln und 136 Textillustrationen.
Preis fl. 3.— = Mk. 5.—.

Die Kunst der Weißstickerei.
Von Louise Schinnerer,
Lehrerin an der k. k. Fachschule für Kunststickerei in Wien.
Elegant gebunden.
Preis fl. 3.— = Mk. 5.—.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Tannoform-Streupulver und -Salbe.
(Patentirt.)
Bestes Mittel gegen übermässiges und krankhaftes Schwitzen an den Füssen, unter den Armen u. s. w., zerstört den lästigen Geruch und macht das Tragen von Schweißblättern unnöthig. Tannoform ist geruchlos; seine Anwendung ist vollkommen ungefährlich und von ärztlichen Autoritäten empfohlen; einfaches Einpulvern genügt.
Zu beziehen durch alle Drogenhandlungen und Apotheken oder direkt durch E. Merck's Apotheke, Darmstadt.

ODONTA
ZAHN-WASSER
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.
F. WOLFF & SOHN
Hoflieferanten Karlsruhe
Filiale Wien Körnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Feinste Sect-Marken:
Extra fein (Champagner Cuvée)
Kaiser-Blume
Blaue Marke
von Gebrüder Hoehl in Geisenheim.
Kgl. Bayer., Kgl. Ital. u. Kgl. Rumän. Hofliefer. Schaumwein-Kellerei.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen.



Socken und Strümpfe
direkt ohne Zwischenhandel aus eigener Strickerei.
Chemnitzer Strumpfwaren, vortheilhaftester Bezug.
Damen- und Kinderstrümpfe, Fernsborf-schwarz und Leberfarbig.
Elastische Socken gegen kalte Füße.
Congo-Socken gegen Schweißfüße.
Congo-Hemden, -Hosen und -Jacken, nicht eingehend.
Verfand gegen Nachnahme, Bedienung streng reell.
M. V. Jaeger, Chemnitz.
Verfand-Ges. „Jägerhaus“, gegr. 1861.



KOCH-studien
in der Musterküche.
für 8 Damen
Musikalische Ruchenscene mit parodist. Gesängen.
Klavier-Auszug mit Text 3 Mark.
Eduard Bloch, Verlag, Berlin G. 2.

F. A. Seiler, Dessau
sendet an Kleidermacherinnen gratis und franco ein Maßbuch für 1897 mit vielen Modefiguren u. belehrendem Text. Man wolle das Maßbuch per Postkarte verlangen.

E. Neumann & Co. Dresden-N.
Man verlange Preislisten
Fabrik für Cotillon-Carneval-Artikel und Masken-Costüme.



Van Houten's Cacao
 Von den ersten medizinischen Autoritäten wird van Houten's Cacao zum täglichen Hausgebrauch empfohlen und angewandt.

Für Kunstfreunde.
Unser neuer, vollständiger, reichillustrierter Katalog für 1897 über Tausende von Photographuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft, Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Briefmarken verkauft Felix Walter, Westend b. Charlottenburg b. Berlin, Horn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

Man verlange
Cotillon & Carneval-Gelbke & Benedictus Dresden
Preisbuch

